



Projekte

stimme

von und für Minderheiten



Die eitrige Integration

Unlängst trieb mich der Hunger an einen Würstelstand. Ich bestellte eine Käsekraider, fixer Bestandteil meiner Ernährung in den früheren Zeiten, als der Dönersandwich in Wien noch nicht heimisch geworden war. Begünstigt durch das außerordentlich schöne Oktoberwetter tat ich mich gütlich an meinem Würstel mit Käsefüllung samt einem Scherzl Brot, da trat ein weiterer Kunde an den Fleischschalter, bekam eine Dose Bier und begann mit dem Standlbesitzer ein kurzweiliges Gespräch. Ich habe es mir seit geraumer Zeit zur Gewohnheit gemacht, in solchen Fällen möglichst blauhelm-neutral zu bleiben und wegzuhören, um nicht selbst in den Smalltalk verwickelt oder gar beim Beantworten einer möglichen Frage aufgrund meines hörbar unwienerischen Akzents blöd angesprochen zu werden.

Fastfood vom Feinsten so eine Käsekraider, dachte ich bei mir zwecks Zerstreuung, ideal zum Verzehr vor einem dringlichen Termin. Als meine Gedanken dann um den Fettgehalt des Nahrungsmittels kreisten, drangen zufällig einige Sinnfetzen aus dem nachbarlichen Gespräch in meine Hirnrinde ein, sodass ich den ganzen folgenden Abschnitt unweigerlich mitbekam. Der Würstelverkäufer sprach von einer schwierigen Operation, der er sich jüngst habe unterziehen müssen – wegen einer *eitrigen Fistel*. Angesichts der Tatsache, dass die Käsekraider in diesen Breitengraden „Eitriche“ genannt wird, bekam die Erzählung eine ganz pikante Note. Doch da geschah etwas, was ich mir nie vorgestellt hätte: Ich aß weiter, ohne mich zu übergeben, ich schluckte meine Bissen ruhig hinunter, als hätte der Würstelverkäufer gerade vom schönen Wetter gesprochen. Dann ging ich zu meinem Termin.

Das ist sicher keine appetitliche Geschichte, und während ich sie niederschreibe, dreht sich mir der Magen um. Dennoch wollte ich sie hier wiedergeben. Gewiss, es gäbe so

viel anderes zu berichten. Etwa die letzten Nationalratswahlen: Kanzler Schüssel sprach kurz davor in der ORF-„Elefantenrunde“ von „6.000 Personen, die zwangsdeportiert wurden“ – um die gute Ausländerpolitik seiner Regierung zu loben. BZÖ und FPÖ haben ihre miesen rassistischen Slogans im Wahlkampf radikalisiert. Am 10. Oktober hat die „Konsensgruppe“ aus den Verbänden der Kärntner SlowenInnen und dem Kärntner Heimatdienst eine gemeinsame Feierstunde abgehalten – vor dem Mahnmahl der Heimatverbände, einem nationalistisch besetzten Treffpunkt à la Ulrichsberg. Die zweisprachigen Ortstafeln warten währenddessen auf ihre Aufstellung. Die *Krone* erschien mit der Schlagzeile: „Rumänen wollten Fiona entführen!“ Orhan Pamuk bekam den Nobelpreis für Literatur und löste in der Türkei wie in den EU-Ländern eine heftige Kampf-der-Kulturen-Debatte aus. Hirs Ali gab in einem Interview der *Presse* bekannt, dass sie in den USA mit den so genannten Neocons zusammenarbeite, weil sie von den Linken tief enttäuscht worden sei. Und in Deutschland läuft gerade eine Diskussion darüber, ob man den Begriff „Unterschicht“ verwenden dürfe – die deutsche Wochenzeitung *DIE ZEIT* veröffentlichte in diesem Zusammenhang ein Glossar, in dem u. a. der Terminus „Kaloriat“ vorkommt, für Übergewichtige, meist Kinder der „Unterschicht-Eltern“.

Diese und weitere Themen, Sager und Schlagzeilen gäbe es zu kommentieren, allesamt im Umfeld von Minderheiten. Aber ich erzähle hier meine schäbige Erfahrung an einem Würstelstand – aus zwei Gründen.

Der erste Grund liegt am Verhalten des Würstelverkäufers. Beim späteren Nachdenken ist mir nämlich etwas Bedeutsames daran aufgefallen. Stellen Sie sich einen Lehrer vor, der mit einer Kollegin vor seinen SchülerInnen darüber plaudert, wie toll die

Ferien sind und wie fad die Schule. Oder eine Ärztin, die ihrer Ordinationsassistentin von ihren großartigen täglichen Lauferfahrten berichtet – während ihr Rollstuhl fahrender Patient daneben sitzt und zuhört. Für ein solches Verhalten, das hoffentlich selten vorkommt, gibt es nur eine Bezeichnung: *Verachtung* der eigenen Klientel. Aber es steht noch etwas hinter derartigem Geschwätz: *Unprofessionalität*. Der Würstelverkäufer muss doch wissen, dass seine Abszesse für die essenden KundInnen völlig uninteressant sind, jedenfalls nicht gerade appetitanregend. Wenn er trotzdem laut darüber redet, so verachtet er diese Leute, oder aber er denkt gar nicht an die Konsequenzen seines Plauschs. Auf alle Fälle handelt er unprofessionell und verantwortungslos. Was beim Würstel ein Kopfschütteln oder eine abrupte Unterbrechung des Mittagessens nach sich zieht, kann in der Schule oder in der Ordination freilich schwerwiegendere Folgen haben. Und vor allem in der Politik. Das ist auch der erste Grund, warum ich über das Verhalten des Würstelstandbesitzers hier berichten wollte: Das Gerede vieler PolitikerInnen im Wahlkampf erinnert mich an die unprofessionelle, verachtende und verantwortungslose Haltung – ebenso wie manche Schlagzeile oder Debatte auf meiner obigen Liste.

Der zweite Grund, warum ich unbedingt die Käsekraider-Sache publik machen wollte, liegt an meiner Reaktion auf das Vorgefallene, oder richtiger: an den Reaktionen auf meine Reaktion. Als ich nämlich die Sache meinen FreundInnen erzählte, hörte ich fast einstimmig den Kommentar: „Nun bist du aber wirklich ein echter Wiener geworden.“ Nach 25 in Wien verlebten Jahren bin ich also dank einer Eitriche endlich hier angekommen, ich bin völlig integriert worden!

Integration – ein Wort wie eine eitriche Fistel! Man kann schlecht darauf sitzen, und die Rede darüber führt bisweilen zu Magenverstimmungen. Gut, dass ich nicht mitbekommen habe, an welchem Körperteil der Würstelverkäufer operiert worden ist.

Hakan Gürses

impresum

STIMME von und für Minderheiten ist das vierteljährliche Vereinsblatt des Vereins zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten (*Initiative Minderheiten*). **Medieninhaber und Verleger:** Bürgerinitiative Demokratisch Leben, Klostersgasse 6, A-6020 Innsbruck; **Herausgeber:** Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten (*Initiative Minderheiten*), Gumpendorfer Str. 15/13, 1060 Wien, Tel: 01/586 12 49-12, E-mail: office@initiative.minderheiten.at; Klostersgasse 6, 6020 Innsbruck, Tel. & Fax: 0512/586 783; **Redaktion:** Gumpendorfer Str. 15/13, 1060 Wien, Tel: 01/586 12 49-18, Fax: 586 82 17, E-mail: stimme@initiative.minderheiten.at. **Chefredakteur:** Hakan Gürses. **Redaktionelle Mitarbeit:** Hikmet Kayahan (hk), Gerald K. Nitsche (gkn), Vladimir Wakounig, Franjo Schruiff, Ursula Hemetek, Michael Örtl, Cornelia Kogoj, Beate Eder-Jordan, Gerd Valchars, Anita Konrad, Petra Pfisterer. **Ständige AutorInnen:** Erwin Riess, Kahlauer, mh, ede, M. Fürst. **Fotoredaktion:** Mehmet Emir. **Coverfotos:** Lisl Ponger (oben); Mario Lang (unten und Rückseite). **Zeichnungen:** Andreas Ohrensall, Hakan Gürses. **Grafische Gestaltung:** schultz+schultz-Mediengestaltung. **Herstellung (Repro & Druck):** Drava Verlags- u. Druckgesellschaft m.b.H., Tarviser Str. 16, A-9020 Klagenfurt/Celovec, Tel.: 0463/50 566. Verlags- und Erscheinungsort: Innsbruck; Verlagspostamt: 6020 Innsbruck. Namentlich gezeichnete Artikel müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben. **Aboverwaltung:** Vida Bakondy (Redaktionsadresse) E-mail: abo@initiative.minderheiten.at; Jahresabo (4 Hefte): € 20,- / für Vereinsmitglieder kostenlos.

Impresum	2
Selbstorganisationen führen ein Equal-Projekt: wip – „work in process“ Rubia Salgado	4
System/immanent/schädigend: Mobbing Andreas Görg	6
Liebesforschung – ein Theaterprojekt Cornelia Kogoj	8
Wenn der Mainstream ruft ... „Verborgene Geschichte/n – remapping Mozart“ Nora Sternfeld und Luisa Ziája	9
„Es ist Zeit, der Geschichte selbst eine Gestalt zu geben“ Araba Evelyn Johnston-Arthur	11
„Mit dem Menschen treten wir ein in die Geschichte“ Ljubomir Bratić	12
Es ist kein Traum(a)! Jasmina Janković	14
Kulturen & Künste	16
Tipps	18
Kahlauers Tagebuch	19



Foto: Ljubomir Bratić

Thema: Projekte

Die *Initiative Minderheiten* gibt nicht nur die vorliegende Zeitschrift sowie weitere Publikationen heraus und führt nicht nur viele, vor allem im kulturellen Bereich angesiedelte Projekte durch. Sie geht bisweilen auch Kooperationen mit anderen Organisationen ein, um Großprojekte zu verwirklichen. So nimmt sie bereits zum zweiten Mal an einer EQUAL-Entwicklungspartnerschaft teil, einer Gemeinschaftsinitiative der EU. Hier wirkt die *Initiative Minderheiten* im Rahmen der Partnerschaft „wip – work in process“ bei zwei Teilprojekten mit: dem „MobSTOP“ und – als Teil der Öffentlichkeitsarbeit von „wip“ – der Realisierung eines Theaterstücks mit Roma. Zudem fungierte sie heuer als Trägerverein beim Projekt „Verborgene Geschichte/n – remapping Mozart“, das im Rahmen des Wiener Mozartjahres durchgeführt wurde.

In diesem Sonderheft wollten wir einige MitarbeiterInnen dieser Projekte zu Wort kommen lassen – damit sie einerseits ihre Konzepte und Ziele vorstellen, aber auch durch einen Rückblick auf ihre bisherige Arbeit eine kritische Perspektive bieten können, was u. a. eine nachhaltige Rezeption dieser Projekte durch „Außenstehende“ ermöglichen soll.

In die kritische Kerbe schlägt Rubia Salgado in ihrem Beitrag, der von der Schwierigkeit berichtet, eine politisch sinnvolle Arbeit zu leisten inmitten von teilweise verbürokratisierten Projektabläufen. Andreas Görg berichtet von „MobSTOP“, einem Pilotprojekt, das sich mit den hierzulande noch nicht etablierten Strategien auseinandersetzt, die dem Mobbing – vor allem von Minderheitenangehörigen – am Ar-

beitsplatz entgegengehalten werden können. Cornelia Kogoj umreißt das mehrsprachige Theaterprojekt „Liebesforschung“, das von Roma-DarstellerInnen gespielt wird und am 21. November in Wien Premiere hat.

Dem Projekt „Verborgene Geschichte/n – remapping Mozart“ widmen sich die weiteren Beiträge in der Rubrik „Thema“. Die KuratorInnen Luisa Ziája, Nora Sternfeld, Ljubomir Bratić und Araba Evelyn Johnston-Arthur fokussieren in ihren Texten unterschiedliche Aspekte des Projekts, u. a. die Funktion der Historisierung als politische Strategie und die Recherche zu Schwarzer Österreichischer Geschichte als Weg zur Selbstermächtigung. Jasmina Janković rezensiert in ihrem Beitrag die letzte „Konfiguration“ des Projektes mit einem Blick von außen.

Als ich mit der Anfrage kontaktiert wurde, einen Text zum Equal-Projekt „wip – work in process – Migrantische Selbstorganisationen und Arbeit“ zu schreiben, befand ich mich im Verfassen und im Koordinieren des ersten Jahresberichtes dieses Projektes. Ich befand mich im Endspurt einer aufwendigen Mission. Die LeserInnen werden sich wahrscheinlich fragen: Warum im Verfassen, im Koordinieren? Warum die inkludierende Präposition? Weil es sich um eine Aufgabe handelt, die eine/n frisst. Daher wollte ich den Auftrag nicht annehmen.

Rubia Salgado,
maiz (Linz).
Inhaltliche Koordinatorin von „wip
– work in process“.

Selbstorganisationen führen ein Equal-Projekt

wip – „work in process“: Erzählungen über Gefahren, Erfahrungen und Vorsichtsmaßnahmen

Rubia Salgado

Nein, tu es nicht!, rief eine ermüdete Stimme. Doch, schreib den Text!, rief noch lauter eine empörte und doch begeisterte Stimme: Erzähl doch alles! Erzähl über die Antragstellung, über die Berichterstattung, über die Auflagen, die erfüllt werden müssen, über den Antragsleitfaden, über den Abrechnungsleitfaden, über den Berichtsleitfaden, über den Leitfaden zur Benutzung der Datenbank, über die Kontrolle, über die möglichen Sanktionen, über die Bedingungen, über die notwendige Vorfinanzierung und auch über die innerhalb der Partnerschaft durchgeführten Aktivitäten, über die internen Vereinbarungen, über die inhaltlichen und strategischen Auseinandersetzungen, über die Form der Zusammenarbeit, über die Lust, in der Partnerschaft mitzuwirken, über Self-Empowerment und politische Handlung.

Ja, ich schreibe den Text, aber erst nachdem der Bericht fertig ist!

Eine Vereinbarung: Nach der Fertigstellung des Jahresberichtes bleiben mir noch ein paar Tage, um den Text zu verfassen. Heute sitze ich im Zug auf dem Weg zu zwei Tagen Urlaub irgendwo im Westen.

Der Laptop immer dabei. Bevor der Urlaub wirklich seinen echten Anfang nimmt, wird am Beitrag gearbeitet, denn sonst ist nach dem Urlaub der Stress gleich wieder da ... Na ja, jetzt soll ich endlich loslegen!

Loslegen? Die empörte Stimme macht sich wieder hörbar und fragt weiter: Worüber hast du denn bis jetzt geschrieben? Sind es private Angelegenheiten? Stehen sie nicht eventuell im Zusammenhang mit dem Projekt, mit dem Leben-von-Projekten, von Projekt zu Projekt, in konstant befristeter Un-/Sicherheit?

Wer ist wip?

wip ist eine Partnerschaft zwischen Selbstorganisationen und NGOs in Österreich: *JG Kultur Österreich, maiz, Schwarze Frauen Community, Peregrina, Initiative Minderheiten, Frauenhetz, Dschanuub, Romani dori, Tool*. Eine weitere operative PartnerIn in wip ist das Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Graz. Strategische Partnerinnen sind die Bundesarbeiterkammer und die Wirtschaftskammer¹. Das Projekt wird aus Mitteln des Europäischen Sozialfonds ESF² und des BMWA³ im Rahmen der Gemeinschaftsinitiative EQUAL finanziert.

Wir über uns:

„Die beteiligten Selbstorganisationen weisen eine langjährige Erfahrung im Antirassismusbereich auf und verfügen über einen ExpertInnenpool (arbeitsmarktpolitische Beratungstätigkeit, Arbeitsplatzvermittlung, Bildungsarbeit, kultureller Aktionismus, Forschung, Öffentlichkeitsarbeit). Diese vielfältige Verortung der Partnerorganisationen garantiert ein Bündel unterschiedlicher Methoden und Ansätze. Es geht also um keine Fremdbestimmung, sondern um eine Positionierung ausgehend von Perspektiven und Standpunkten der Betroffenen.“⁴

Oberstes Ziel der Partnerschaft ist die Bekämpfung von Rassismen am Arbeitsmarkt. Dies wollen wir anhand koordinierter und einander ergänzender Aktivitäten in verschiedenen Bereichen erreichen.

Was macht wip?

Anhand der gewählten Strategie, ins Zentrum der Aktivitäten die Selbstorganisationen von

MigrantInnen zu stellen, um letztendlich deren arbeitsmarktrelevanten Potenziale zu erschließen, beabsichtigt wip, Arbeitsfelder in Ökonomie, Bildung und Kultur aufzubreiten und durch das Ermöglichen aktiver Partizipation einen Beitrag zur Reduktion von hegemonialen Machtgefällen und zum Abbau von Diskriminierungen zu leisten.

Der operative Teil der Partnerschaft besteht aus einer Gesamtkoordination, aus einem für die Öffentlichkeitsarbeit zuständigen Bereich (in der EQUAL-Sprache „Aktion 3“ genannt) und aus sechs Modulen, die für die Durchführung und Umsetzung der Aktivitäten und Maßnahmen zuständig sind.

Da eine umfassende Beschreibung der Aktivitäten der Partnerschaft den Rahmen dieses Beitrags sprengen würde, beschränke ich mich auf eine zusammengefasste Auflistung des gemeinsamen Vorhabens:

- Entwicklung gemeinsamer Strategien zum Abbau von Diskriminierungen
- Verbesserung der Zugänge zum Arbeitsmarkt
- Erschließen von Arbeitsfeldern für MigrantInnen
- Professionalisierung und Qualifizierung
- Förderung und Allianzenbildung von Selbstorganisationen in Österreich
- Vernetzung zwischen diesen und Organisationen der Mehrheitsgesellschaft
- Ermöglichung von Selbstdarstellungen im öffentlichen Raum und im beruflichen Umfeld
- Wege zur Gestaltung von nichtdiskriminierenden Gesellschaftsformen in Europa durch transnationale Weitergabe der Erfahrungen von Selbstorganisationen
- Austausch von politischen Praxen, Wissens- und Bewusstseinsbildung.

Wie arbeitet wip?

Um koordinierte und partnerschaftliche Handlung, laufende Vernetzung und einen Austauschprozess zu gewährleisten, werden einerseits regelmäßige Koordinationstreffen und Plenarsitzungen durchgeführt. Andererseits wurden verschiedene Arbeitsgruppen gebildet, die sich mit spezifischen Anliegen bzw. Aufgaben beschäftigen.

In den Arbeitstreffen und Sitzungen werden nicht nur Berichte und Erfahrungen ausgetauscht. Probleme, die in den einzelnen Aktivitäten oder Bereichen entstanden sind, werden gemeinsam diskutiert, und durch gegenseitige Beratung werden Lösungsvorschläge entworfen und umgesetzt.

Durch den Prozess der kollektiven Kommunikation, der kollektiven Entscheidungs-

findungen und der Selbstevaluationen wird der Austausch von Ressourcen, Know-how und Kompetenzen gewährleistet.

Um partizipatorische Entscheidungsfindungsprozesse innerhalb der Partnerschaft zu garantieren, wurde bereits in der Anfangsphase des Projektes über das Thema intensiv diskutiert, und es wurden Vereinbarungen getroffen. Wir beschäftigten uns auch mit dem Thema der internen Kommunikation. Hier wurden ebenfalls Vereinbarungen getroffen, um eine Optimierung der Kommunikation angesichts der unterschiedlichen Sprachkompetenzen der Beteiligten zu ermöglichen.

Aber: Wie können wir die Gelüste der Bürokratie befriedigen, die Anforderungen an so genanntem effizienteren Qualitätsmanagement erfüllen und gleichzeitig noch Zeit und Raum finden, um unsere eigentliche Ziele zu verfolgen? Welche Einflüsse und welche Folgen würde die Usance, sich immer wieder und immer häufiger innerhalb der offiziellen argumentativen Logik über die eigene Tätigkeit zu äußern und auch darüber zu denken, auf der Ebene unserer alltäglichen Praxis als AktivistInnen und MitarbeiterInnen von Selbstorganisationen bewirken? Wir versuchen, Abstand zum alltäglichen Tun zu gewinnen und eine Reflexion über dieses Tun durchzuführen. Ohne Zweifel ein herausforderndes und ambitioniertes Vorhaben, aber wir bemühen uns und haben eine Arbeitsgruppe (*Killtrolling*) gegründet, um einen Raum für Austausch und für Entwicklung von Strategien zur Stärkung von Selbstorganisationen (insbesondere von Migrantinnen) gegenüber neoliberalen Tendenzen des wachsenden und aufreibenden Controllings zu schaffen.

Eine Bilanzziehung

Trotzdem. Trotz aller Hürden und Auflagen, deren Beschreibung die empörte Stimme in der Einleitung angekündigt hat und wofür kein Platz mehr vorhanden ist, muss ich – eigentlich mit Freude – feststellen, dass die Arbeit innerhalb der Partnerschaft Sinn ergibt.

Es ergibt Sinn, denn dadurch wird das Überleben der involvierten Organisationen mindestens temporär ermöglicht.

Es ergibt Sinn, weil es uns gelungen ist, Selbstorganisationen von MigrantInnen und von Mehrheitsangehörigen mit unterschiedlich langer Arbeitserfahrung im Antirassismusbereich als Modulverantwortliche bzw. als durchführende Instanzen von Anfang an in das Projekt einzubinden und weniger erfahrene Selbstorganisationen

von MigrantInnen im Rahmen von kontinuierlichen und systematisierten Prozessen des Wissenstransfers zu stärken und somit die Kluft zwischen jüngeren und älteren Organisationen zu verringern.

Es ergibt Sinn, weil wir feststellen können, dass durch die Tatsache, dass die MitarbeiterInnen aller Arbeitsbereiche mehrheitlich migrantischen Hintergrund haben, die erwünschte Vorbildfunktion sowohl direkt für die TeilnehmerInnen der verschiedenen durchgeführten Maßnahmen als auch für andere Öffentlichkeiten erfüllt wird.

Weil für die TeilnehmerInnen der Maßnahmen und für die Personen aus dem Umfeld der beteiligten Selbstorganisationen Arbeitsfelder erschlossen werden.

Weil Qualifizierung und Professionalisierung der TeilnehmerInnen betrieben wird.

Weil Maßnahmen zur Implementierung des Austausches zwischen migrantischen Selbstorganisationen und gesellschaftlichen Institutionen entworfen und erprobt werden.

Weil entscheidende Schritte zur Verbesserung der Zugänge zum Arbeitsmarkt für MigrantInnen und zur Bildung von Allianzen zwischen Selbstorganisationen von MigrantInnen realisiert und Strategien zum Abbau von Diskriminierungen am Arbeitsmarkt entwickelt werden.

Weil Selbstdarstellungsformen im öffentlichen Raum und im beruflichen Umfeld erprobt und umgesetzt werden.

Ich könnte die Liste noch lang weiter führen; aber insbesondere möchte ich hier betonen, dass es Sinn ergibt, weil wir in wip nicht vergessen, dass die Hand, die eine/n füttert, doch gebissen werden kann und soll. Weil wir uns weigern, uns blind in der Projektmaschinerie herumzuführen zu lassen und stattdessen stets Raum für Reflexion suchen. Weil wir wissen, dass die Allianzen, welche innerhalb oder anlässlich der Partnerschaft entstehen, nicht dem neoliberalen Sinn der Kooperationen oder der Projektzusammenarbeit entsprechen, deren Zweck sich allein auf das gemeinsame Erstellen von Produkten und auf ihre Vermarktung (in der EQUAL-Sprache „Verbreitung“) reduziert. Weil wir politische Arbeit leisten wollen, um strukturelle Veränderungen zu bewirken, und nicht nur Produkte zur Verbesserung der hegemonialen Ordnung verkaufen wollen.

Fußnoten:

¹ Auf www.work-in-process.at befinden sich sowohl Informationen über die Partnerschaft als auch Links zu den jeweiligen Partnerorganisationen.

² <http://www.esf.at>

³ <http://www.bmwa.gv.at>

⁴ Passage aus unserem Antrag.



Foto: Ljubomir Bratic

„Survival of the fittest“ ist angesagt. Der Druck auf die Unternehmen und deren MitarbeiterInnen wächst im Neoliberalismus einstweilen munter weiter. Job aufgeben kommt in Zeiten wie diesen nicht in Frage. Wohin also mit dem Druck? Die Verletzbarsten in der Gesellschaft eignen sich auch am Besten als Angriffsziel.

Andreas Görg,
NGO-Projektentwickler und -koordinator;
Trainer mit den Schwerpunkten Antidiskriminierung, Mobbing, Antirassismus und Organisation.

System/immanent/schädigend: Mobbing

Andreas Görg

Mobbingangriffe haben nicht den Sinn, irgendwas zu verändern. Sie dienen in den allermeisten Fällen nur dem Druckabbau. Der Druck sucht sich tendenziell jene schwachen Stellen in der Organisation, wo wenig Gegendruck zu erwarten ist. MigrantInnen, Frauen, Homosexuelle, Behinderte, Minderheiten aller Art sind diejenigen, die den Druck bevorzugt abbekommen. Im Spiel um knappe Ressourcen sind sie die Ersten, die aus den Jobs rausgedrängt werden. Nicht nur durch Diskriminierungen, sondern eben auch durch Mobbing.

Mobbing als „Bossing“

Die Mehrzahl der Mobbingangriffe kommt hierarchisch gesehen von oben. Der typische Mobber ist männlich und vorgesetzt. Mobbing – in dieser Ausprägung auch als *Bossing* bezeichnet – zeigt sich hier als eine Art kurz-sichtiger Führungsstrategie. Der Druck wird vertikal weitergegeben. Die Angriffe dienen der Psychohygiene und dem Kaschieren der Führungsschwäche der Vorgesetzten, als Sanktions- und Disziplinierungsinstrument sowie als Umgehung der Personalverantwortlichen, wenn es den Vorgesetzten darum geht, Leute loszuwerden.

Mobben ist nicht zuletzt ein Anzeichen für die Ohnmacht der Mobbednen. Sie können offenbar eine bestimmte Entscheidung nicht umgehend durchsetzen. Stattdessen sind sie auf den langwierigen Prozess des Zermürens einer anderen Person angewiesen. Mobbedne Vorgesetzte sehen sich gerne als Opfer der Unfähigkeit ihrer gemobbednen Untergebenen. Dass Personen wegen Mobbing womöglich erst so richtig inkompetent und arbeitsunfähig werden, bestätigt nur die Sicht der mobbednen Vorgesetzten, dass es besser ist, diese Person loszuwerden. Selbst mit Arbeit eingedeckt, ergibt sich für sie oft nicht die Möglichkeit, in die Einschulung und Weiterbildung ihrer Untergebenen auch noch Zeit zu investieren. Weiterbildung für die eigenen Untergebenen an anderer Stelle einzufordern, könnte womöglich nach Kostenverursachung riechen. Da bietet sich eine härtere Gangart gegenüber scheinbar unfähigen Untergebenen als Ausweg an. Entweder sie spüren, oder sie gehen.

Dieser Ausweg wird jedoch alsbald zur Falle. Mobbing verschlingt nicht nur enorme

Ressourcen auf der Seite der Gemobbedten, sondern auch auf der Seite der Mobbednen. Die Angriffe und der Umgang mit der Gegenwehr benötigen viele Arbeitsstunden und viel Energie. Um eine zumeist existenziell vom Job abhängige Person wirklich kündigungsfähig zu machen, müssen sich die Angriffe schon über einen längeren Zeitraum hinziehen. Immerhin muss das Ego der angegriffenen Person systematisch zerstört werden. Gleichzeitig müssen die Angriffe über weite Strecken möglichst subtil und verdeckt ablaufen, damit die vorgesetzte Person keine Probleme von anderer Seite bekommt; etwa, weil sich die Untergebenen solidarisieren oder weil der Betriebsrat eingeschaltet wird. Mobben ist für die Mobbednen kein risikofreies Unterfangen.

Nicht selten beteiligen sich andere Untergebene am Mobbing, wodurch der Prozess unkontrollierbarer wird und sich im Team eine Mobbingstruktur entwickelt. Dies führt dazu, dass das Team nicht mehr zur Ruhe kommt. Nach Abgang der rausgemobbedten Person wird umgehend das nächste Angriffsziel gesucht. Es kann auch passieren, dass die mobbednen Vorgesetzten selbst diejenigen sind, die bei nächster Gelegenheit rausgedrängt werden, weil sie ihren Ruf als unfair und unsachlich nicht mehr loswerden oder weil ihr Team wegen der prioritär joberhaltenden Konzentration der Kräfte auf die Mobbingaktivitäten keine Produktivität mehr entfaltet. Mobbing empfiehlt sich also nicht nur aus Gründen der Ethik nicht als Führungsstrategie.

Mobbing unter KollegInnen

Am zweithäufigsten kommt Mobbing unter KollegInnen vor, ohne unmittelbare Mitwirkung von Vorgesetzten. Konkurrenz- und Leistungsdruck lassen Mobbing geradezu als konsequent systemkonformes Verhalten erscheinen. Im Kampf um Aufstiegschancen, Privilegien und Absicherung ist die Tendenz angelegt, sich bisweilen auch unfairer Mittel zu bedienen. Wer damit Erfolg hat, kommt eventuell auf den Mobbing-Geschmack. Hierarchisch Gleichgestellte verfügen nicht über dasselbe umfassende Repertoire an Angriffsmöglichkeiten wie die Vorgesetzten. Sie müssen eher zu Intrigen, Falschinformation, verdeckter Nichtkooperation und

Verleumdung greifen. Auch hier spielen die Vorgesetzten eine entscheidende Rolle. Wenn sie Mobbing nicht dulden und entschieden gegen aufkeimende Mobbingtendenzen vorgehen, indem sie Unfairness sanktionieren, transparente Maßstäbe für die Bewertung von Leistung und faire Regeln für den Konkurrenzkampf aufstellen, können sie Mobbingtendenzen auch gegen systemimmanente Druckmomente hintanhaltend. Im schlimmsten Fall nötigen sie MobberInnen zu einem noch subtileren und weniger erfolgversprechenden Verhalten. Mobbing lässt sich bei den derzeit herrschenden ökonomischen Gegebenheiten niemals komplett verhindern. Dennoch kann mittels Transparenz und dem Vorleben von ethischen Prinzipien im Umgang miteinander viel seitens der Vorgesetzten, aber auch seitens der Teammitglieder getan werden, um Mobbing zu unterbinden.

In seltenen Fällen passiert Mobbing von Untergebenen gegen Vorgesetzte. Beim sogenannten *Staffing* ist das Angriffsrepertoire noch weiter eingeschränkt. Untergebene können ihre Vorgesetzten insbesondere durch verdeckten Ungehorsam, Verweigerung, Verschleppung, Desinformation und Sabotage effektiv angreifen. Staffing kann nur effektiv werden, wenn sich das Team gegen den/die Vorgesetzte/n zusammenschließt und sich eine informelle Machtasymmetrie herausbildet, wodurch sich die hierarchisch übergeordneten plötzlich in einer Situation realer Ohnmacht wiederfinden. Auch solche Prozesse sind ein Anzeichen für vorhergehende grobe Fehler der Vorgesetzten.

Strategien gegen Mobbing

Es kann daher festgehalten werden, dass die wirksamste Strategie gegen Mobbing in der allgemeinen Präventionsarbeit v. a. mit Führungskräften besteht. Diese umfasst neben der offiziellen Ansage und dem Vorleben der Norm, dass Mobbing und Diskriminierung im Betrieb keinen Platz haben (eventuell in Form eines publizierten Leitbildes), auch gezielte Maßnahmen der antidiskriminatorischen Organisationsentwicklung. Dazu gehören insbesondere:

- Erwerb von Wissen über Diskriminierung und Mobbing, um die „Normalität“ der Diskriminierungen und die Perfidität von für sich genommen harmlos anmutenden Mobbingattacken verstehen zu lernen,
- bewusster Umgang mit Macht und vorgegebenen Machtasymmetrien,
- Herstellung der Kongruenz zwischen fachlicher Kompetenz und Entscheidungsbefugnis, Transparenz der Entscheidungskom-

petenzverteilung und der Entscheidungen, • Vermeidung von andauernder Über- oder Unterforderung der MitarbeiterInnen, • Kontrolle der kommunikativen Abläufe und der transparenten Verteilung bzw. Bereitstellung von Informationen,

- Schaffung von (geschützten) Räumen für Beschwerden und Konfliktaustragung – z. B. in Form von MitarbeiterInnengesprächen, Erlernen der Konfliktfähigkeit, Sicherung von Konsequenzen aus den Konfliktdiskussionen,
- gemeinsame Entwicklung von Anti-Mobbing-Programmen, Setzung von *equality targets*, Unterzeichnung von antidiskriminatorischen Betriebsvereinbarungen.¹

Weit weniger wirksamkeitsträchtig sind Interventionen in fortgeschrittene Mobbingprozesse. Nicht selten haben die handelnden Personen gar keinen Einfluss auf die gesellschaftlichen, organisatorischen und psychischen Druckmomente, die Mobbing zugrundeliegen. Nicht selten wissen die gemobbedten Personen gar nicht, welchen Anlass das Mobbing gegen sie hat und ob bzw. was sie selbst dazu beigetragen haben. Nicht selten verlaufen Mobbingangriffe kreuz und quer, und es ist nicht voraussehbar, wer letztlich als Mobbingopfer unterliegen wird. Nicht selten fühlen sich die Angreifenden selbst als Opfer und agieren in dem subjektiv ehrlichen Bewusstsein, dass ihre Gegenwehr gerechtfertigt ist. Nicht selten kommen die Mobbingangriffe von mehreren Seiten mit unterschiedlichen Motivationen. Nicht selten sind die Angriffe nur für die Angegriffenen unmittelbar sichtbar, weil sie verdeckt ablaufen. Nicht selten bleiben die UrheberInnen der Angriffe im Verborgenen. Nicht selten verlaufen Mobbingprozesse nichtlinear, sondern bewegen sich auf den Eskalationsstufen mal nach vorn, mal wieder zurück.

Auf Phasen der permanenten Angriffe können wieder Perioden der Ruhe folgen, die dann von einzelnen heftigeren Angriffen unterbrochen werden. Oft ist die emotionale Erbitterung so weit fortgeschritten, dass um der Rache willen auch Selbstschädigung in Kauf genommen wird. Wenn sich in einem Team eine Mobbingstruktur bereits etabliert hat, ist es sehr schwierig, sie wieder aufzulösen. Die Gruppen- und Psychodynamiken, die in einem fortgeschrittenen Mobbingprozess freigesetzt werden, können dazu führen, dass sich ein Team komplett auflöst oder aufgelöst wird.

Problematisch ist, dass das bestehende Mobbingberatungsangebot fast ausschließlich auf die Mobbingbetroffenen ausgerichtet ist; also genau auf diejenigen Personen,



deren Handlungsspielraum zur Änderung der Mobbingssituation am kleinsten ist. Wenn ein Betrieb Interesse an der Erhaltung der Produktivität eines Arbeitsteams hat, in dem sich eine Mobbingstruktur etabliert hat, dann muss in die Konsequente betreute, mit Macht ausgestattete Deeskalationsarbeit im Team investiert werden. Die Auflösung der Mobbingssituation den Opfern aufzubürden, kommt einer zusätzlichen Viktimisierung gleich.

Im Rahmen des Pilotprojekts „MobSTOP“ wird ein Schulungs- und Beratungsangebot entwickelt, das Betrieben helfen soll, die Qualität der Arbeitsplätze speziell im Hinblick auf Mobbing und Diskriminierung zu gewährleisten. Organisationen bzw. Führungskräfte, die sich gegen Mobbing wappnen oder aufkeimende Mobbingtendenzen unterbinden wollen, können Seminare buchen. Kontakt: mobstop@work-in-process.at.

Das erste Seminar, das solchermaßen vereinbart wird, ist gratis, weil es im Rahmen des Projekts „MobSTOP“ bereits ausfinanziert ist.²

Fußnoten:

¹ Vgl. Vlatka Frketic im Skriptum zum Seminar „Mobbing: Struktur – Prävention – Gegenstrategie“. Wien 2006, insbesondere zu Mobbingprävention S. 12-19. Download auf: <http://work-in-process.at/html/dummy-3.8.1/index.php?id=162>

² „MobSTOP“ ist ein Projekt der Initiative *Minderheiten* gemeinsam mit *Peregrina – Bildungs-, Beratungs- und Therapiezentrum für Immigrantinnen*, das im Rahmen der Entwicklungspartnerschaft „work in process“ (wip), inhaltliche koordiniert von *maiz – Autonomes Integrationszentrum von & für Migrantinnen und finanzverantwortlich geleitet von der IG Kultur Österreich*, von BMWA und ESF im Rahmen der Gemeinschaftsinitiative EQUAL gefördert wird.

Roma und Sinti sind mittlerweile die größte Minderheit in der Europäischen Union. In Österreich leben – neben den als Volksgruppe anerkannten Burgenland-Roma – viele, die während des Krieges aus dem ehemaligen Jugoslawien geflüchtet sind. Diese „unsichtbare“ Minderheit lebt auch in Österreich oftmals unter der Armutsgrenze, und ihr Bildungsniveau ist wesentlich niedriger als bei der Mehrheitsbevölkerung. Die visuelle Repräsentation von Roma ist meist beschränkt auf das Bild von vor-modernen Reisenden, MusikerInnen und HandwerkerInnen.

Cornelia Kogoj,
Geschäftsführerin der Initiative Minderheiten und gemeinsam mit Ljubomir Bratić und Boban Stojkov Produktionsleiterin des Theaterprojekts.

Liebesforschung – ein Theaterprojekt

Cornelia Kogoj

Den exotisierenden Roma-Bildern soll im November 2006 (in einer Kooperation von *Romani dori* mit der Initiative *Minderheiten* im Rahmen des EQUAL-Projekts „wip – work in process“) in Wien das Theaterstück *Liebesforschung / Rodimos e kamlipesko / Istraživanje ljubavi* entgegengesetzt werden.

Als SchauspielerInnen des Stücks fungieren hauptsächlich nach Wien immigrierte Roma. Bei einem zweitägigen Casting im Jänner 2006 im Wiener Jugendstiltheater wurden ProfidarstellerInnen, SängerInnen, TänzerInnen und Laien ausgewählt, die zwischen Jänner und März an sieben Workshops teilgenommen haben. Während der Workshops fanden kritische Auseinandersetzungen und Diskussionen über Ausschlussmechanismen und Rassismen statt, und es wurde versucht, diskriminierende Stereotypen theatralisch zu hinterfragen.

Die SchauspielerInnen brachten eigene Themen, etwa „Hochzeit“ oder „Romani Kris“ (das Roma-Gericht) etc. in die Diskussion ein. Aber auch ihre alltägliche Situation als MigrantInnen, Flüchtlinge wurde aufgenommen und szenisch erarbeitet. Dabei fiel auf, dass die meisten der WorkshopteilnehmerInnen dreisprachig waren (Romanes, Serbisch, Deutsch) und je nach Situation und Alter zwischen den verschiedenen Sprachen „switchten“. Die Frage, ob die SchauspielerInnen Roma – also sich selbst

– darstellen sollten, und wenn ja, wie, wurde heftig diskutiert. Gerade diese Frage wurde zu einer der wichtigsten, da es eines der Ziele des Projekts war, kritisch in die gängige Bilderwelt einzugreifen, um nicht eine Kulisse zu schaffen, die vor allem auf die Vorstellungen von Nicht-Roma ausgerichtet ist.

Das Ergebnis ist ein Stück in drei Sprachen, das weder eine folkloristische Selbstidealisierung sein wird, noch ein identitätsstiftendes Minderheitenmelodram, sondern um die scheinbar aussichtslose Situation in einem Flüchtlingsheim kreist, in dem sich Geschichten von Liebe, Treue und Eifersucht mit strukturellen Diskriminierungen von Zwangsheirat, Sexarbeit und Scheinehen vermischen. Dennoch bleibt die Frage: Wer liebt wen warum?

Wie die Einzelnen sich gegen diese Diskriminierungen wehren, welche Gegenstrategien sie entwickeln, wie gängige heterosexuelle Klischees und Bilder von Behinderten zumindest in Frage gestellt werden und wie die Liebe wissenschaftlich erforscht wird, soll im November mit *Liebesforschung / Rodimos e kamlipesko / Istraživanje ljubavi* auf die Bühne des *dieTheaters* kommen. Es ist ein Versuch, Theater als Verunsicherung und Verwirrung zu verstehen, das sowohl für die einen als auch für die anderen mehr Fragen als Antworten aufwerfen wird.

Liebesforschung / Rodimos e kamlipesko / Istraživanje ljubavi

Ein groteskes Melodram in prekären Zonen – Ein dreisprachiges Theaterstück mit viel Musik
Eine Koproduktion von *Romani Dori*, der Initiative *Minderheiten*, dem Jugendstiltheater auf der Baumgartner Höhe und dem *dieTheater* im Künstlerhaus im Rahmen von „wip – work in process“ (EQUAL)

Premiere: 21. November 2006, 20.00 Uhr

Aufführungen: 22. – 30. November 2006, jeweils 20.00 Uhr

dieTheater Künstlerhaus
Karlsplatz 5, 1010 Wien

Eintritt: Zahle, soviel du kannst

Kartenvorbestellung unter: (0699) 81 84 85 91 oder liebesforschung@gmx.at

Regie: Tina Leisch

Regieassistent: Ana Stefanović

Text: Ljubomir Bratić, Slavomir Boban Stojkov, Tina Leisch

DarstellerInnen: Matilda Leko, Sandra Selimović, Ana Stefanović, Elisabeth Löffler, Radiša Barbul, Lisa

Mrsić, Robert Janković, Bobana Stojkov, Sasa Barbul, Melisa Marković, Zoran Radu, Zelko Novakov,

Slavomir Boban Stojkov, Simonida Jovanović, Vladimir Marković

Musik: Harri Stojka Gipsysoul, Goran Elvis i Meneka

Choreographie: Zoran Bogdanović

Produktionsleitung: Ljubomir Bratić, Cornelia Kogoj, Slavomir Boban Stojkov

Produktionsassistent: Eva Moschitz

Foto: Ljubomir Bratić

Wenn der Mainstream ruft ...

„Verborgene Geschichte/n – remapping Mozart“ – Ein Rückblick

Nora Sternfeld und Luisa Ziaja

Da war er also, der Mainstream. Mit dem ebenso offenen wie komplizierten Auftrag: Mozart und marginalisierte Positionen ... Ein KuratorInnenteam von fünf Personen¹ beschloss unter diesen Bedingungen, den Mainstream genau in jenem Kern zu adressieren, in dem er Definitionsmacht behauptet und produziert. Mozart wurde zum Ausgangspunkt für ein Projekt, in dem es um Gegenhistoriografien gehen sollte, die ganz selbstverständlich beanspruchen, Teil der offiziellen Geschichte zu sein. Denn sich mit Mozart, seiner Zeit, seinem Werk und seiner Rezeption zu konfrontieren bedeutet, sich auf eine Auseinandersetzung mit Geschichte einzulassen. Zumeist wird diese Geschichte bis heute aus der Perspektive der Mächtigen und der Mehrheit geschrieben. Mit mächtigen und historisch gewachsenen Geschichtsbildern und geografischen Karten werden Zeit und Raum, Geschichte und Gegenwart festgeschrieben – unter Ausblendung, Verdrängung und Negation sehr vieler Perspektiven und über viele Positionen hinweg.

Geschichte handelnder Subjekte

Es gibt also jene, die Geschichte schreiben, und jene, über die sie geschrieben wird, die bloß als Objekte Eingang in die Historiografie finden. Mit *Verborgene Geschichte/n – remapping Mozart* wurde ein Projekt entwickelt, das eine Gegengeschichtsschreibung vornimmt und einfordert. Es stellt dem vorherrschenden Geschichtsbild und der Konstruktion eines einzigen Geschichtskanons eine Mehrzahl von Geschichten gegenüber und widmet sich jenen verborgenen Positionen, Fakten, Strukturen und Zusammenhängen, die bei großen nationalen Jubiläen gemeinhin unsichtbar und verschüttet bleiben.

Ein wesentlicher Ausgangspunkt unserer Beschäftigung mit Geschichtsschreibung war, diese aus der Position von handelnden Subjekten zu schreiben, die sich nicht länger damit begnügen, zum Objekt der Geschichtserzählungen und -bilder gemacht zu werden. Eine solche Arbeit an der Geschichte kann es selbstverständlich nicht dabei bewenden lassen, einfach eine weitere Facette zu den gewachsenen Geschichtsbildern hinzuzufügen. Vielmehr musste eine Analyse bestehender Geschichtskonstruktionen

ebenso wie Repräsentationskritik stattfinden, musste eine Arbeit am „Ent-innern“ und „Verlernen“ geleistet werden. Es sollte also um verborgene Geschichten gehen, die, während sie in den Mainstream hineinreklamiert werden, auch die Strategien ihres Verborgenseins sichtbar machen. Das Projekt folgte dabei gewissermaßen einer Dramaturgie, die ausgehend von Zitaten aus Mozart-Opern eine Abfolge unterschiedlicher Auseinandersetzungsprozesse erzeugte.

„Wer alles zu verlieren hat ...“

So ging es unter dem Titel „Wer alles zu verlieren hat, muss alles wagen!“ in einer Ausstellung in der Bösendorfer Klavierfabrik im März 2006 zunächst um Fragen nach Repräsentation, Bühne und Öffentlichkeit. Die Libretti von Mozarts Opern wurden dabei ebenso einer kritischen Analyse im Hinblick auf die Produktion von Exotismen und Rassismen unterzogen wie der gesellschaftliche Diskurs seit dem 18. Jahrhundert. Demgegenüber stand eine Auseinandersetzung mit dem Konzept der Öffentlichkeit und Gegenöffentlichkeit sowie der Bühne als politischem Raum.

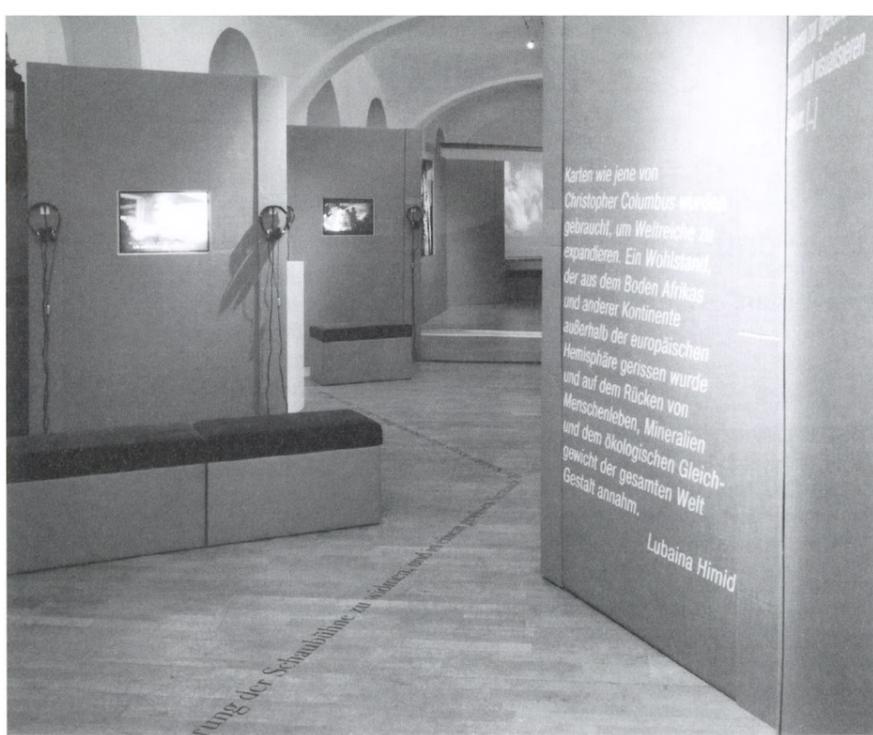
Eine Intervention, die von Cornelia Kogoj konzipiert wurde, beschäftigte sich mit Orientalismen und Exotismen, konkret mit exotisierenden Vorstellungen über Roma seit der Aufklärung, die in rassistischen Repräsentationen münden, und fragte dabei gleichzeitig nach Gegen- und Ermächtigungsstrategien.² Selbstverständlich verfolgte uns die Frage nach exotisierenden Bildern und rassistischen Zuschreibungen durch das gesamte Projekt. Mit der ersten Konfiguration konnte allerdings ein diesbezüglicher Diskussionsprozess ausgelöst werden, der die Frage nach der historischen Darstellung, nach der Darstellbarkeit und der Arbeit an selbstbestimmten Bildern zunächst einmal etablierte.

Soziale Konflikte im 18. Jahrhundert

Im Mai 2006 eröffnete dann die zweite Ausstellung im Stuwervierviertel, die sich vor allem mit der Zeit Mozarts, dem ausgehenden 18. Jahrhundert, beschäftigte und dabei von sozialen Konflikten ausging. Aus der Perspektive der Gegenwart sollte eine Auseinandersetzung mit historischen Mechanismen und oft

Mit der zunehmenden Gleichzeitigkeit des Einschlusses und Ausschlusses von marginalisierten Positionen im kulturellen Feld wurden die vertrauten Fragen nach der Strategie von Veröffentlichung – gemeinhin ausgeblendete „Stimmen“ laut werden zu lassen, sich Gehör zu verschaffen und Selbstverständlichkeiten zu brechen – komplizierter. Die doppelte Logik, in der ausschließende Strukturen auf eingemeindende Projektmöglichkeiten treffen, zwingt vor allem zur Kritik. Aber auch zu einer Positionierung, die sich ebenso jenseits von Selbstmarginalisierung wie von Selbstexotisierung ihren Ausdruck zu erkämpfen hat. Genau in diesem Spannungsfeld ergab sich überraschend die eigentlich sehr unwahrscheinliche Möglichkeit, ein großes Projekt im Rahmen eines zentralen Festivals mitten im städtischen Mainstream zu verwirklichen: im Wiener Mozartjahr 2006.

Nora Sternfeld,
Kunstvermittlerin und Kuratorin;
Luisa Ziaja,
freie Kuratorin und Kritikerin;
beide im KuratorInnenteam von „Verborgene Geschichte/n – remapping Mozart“.



Militanz und Intellekt gefasst werden können. Ein wesentlicher Leitgedanke der Ausstellung war, Recherche und Analyse grundlegend nicht neutral zu verstehen, sondern im Sinne der militanten Untersuchung als eindeutige Stellungnahme und zum Zweck der Produktion von „Gegenwissen“.⁴

Auch auf der Ebene der Gestaltung ging es darum, tradierte Logiken herkömmlicher Erzählstrukturen in Ausstellungen zu hinterfragen und zu brechen, gleichsam den Mainstream mitdenkend und umdefinierend. So ersetzen die GestalterInnen Eva Dertschei und Carlos Toledo (Toledo i Dertschei) in Zusammenarbeit mit den jeweiligen KuratorInnen die Auratisierung von Objekten durch Information und rein ästhetische Kriterien durch eine sinnvolle Form – entsprechend dem Verständnis von Präsentation als verändernder Praxis.

Dieser beschreibende Schnelldurchlauf durch das Projekt, das über hundert KooperationspartnerInnen hatte und künstlerische Arbeiten, Diskussionen, Veranstaltungen präsentierte, kann keineswegs einen abschließenden Überblick vermitteln. Eine im Dezember erscheinende CD-ROM – konzipiert und gestaltet von Lisl Ponger und Tim Sharp – wird aber einen großen Teil des Projekts repräsentieren und dokumentieren. Hier kann also nur ein kleiner Eindruck vermittelt werden, der vielleicht die Frage nach der Arbeit im Mainstream ein wenig zu veranschaulichen vermag.

Grundsätzlich sollte es in den sehr unterschiedlichen und durchaus auch widersprüchlichen Teilen des Projektes darum gehen, den einnehmenden Einschluss immer dort zu vermeiden, wo bloße Sichtbarkeit gefragt war. Es ging nicht einfach darum, andere „Bilder“ anzubieten, sondern um Recherche und künstlerische Strategien und um Recherche als künstlerische Strategie. Es ging um Information, Reflexion, Analyse und Positionierung, um sich genau dort in den Mainstream hineinzureklamieren, wo Definitionsmacht auf dem Spiel steht. Ziel war ein Projekt, das sich selbst als verändernde Praxis versteht, im Hinblick darauf das Gültige, Sagbare und Machbare aufzubrechen und in andere Konfigurationen zu stellen.

Fußnoten:

- ¹ Araba Evelyn Johnston-Arthur, Ljubomir Bratić, Lisl Ponger, Nora Sternfeld und Luisa Ziaja.
- ² Siehe Bericht in der STIMME Nr. 59.
- ³ Siehe Beitrag über die Recherchegruppe zu Schwarzer Österreichischer Geschichte in diesem Heft, S. 11-12.
- ⁴ Siehe Beitrag zu Konfiguration IV: „Es ist kein Traum!“ in diesem Heft, S. 14-15.

„Es ist Zeit, der Geschichte selbst eine Gestalt zu geben“*

Araba Evelyn Johnston-Arthur

Welche emanzipatorischen Praktiken gilt es angesichts der historisch tradierten Unterdrückungsmechanismen im Kontext der afrikanischen Diaspora in Österreich zu entwickeln?

Die Gründung einer Recherchegruppe zu Schwarzer Österreichischer Geschichte, innerhalb von *Verborgene Geschichte/n – remapping Mozart* stellte den Versuch einer Realisierung erträumter Strukturen dar. Der Traum war es, einen Schwarzen Ort des Widerstandes zu schaffen, der eine für hiesige Verhältnisse maßgeschneiderte, emanzipatorische Praxis der Dekolonisierung ermöglicht und damit strukturelle Grundlagen für Schwarze Gegengeschichtsschreibungen und -erzählungen schafft. Ziel war eine ermächtigende Wissensproduktion. Dazu war es wichtig, die in der Recherchegruppe zusammenlaufenden unterschiedlichen Wissens- und Erfahrungskontexte ganz bewusst zu enthierarchisieren und beispielsweise wissenschaftliche und künstlerische Positionen miteinander in Beziehung zu setzen.

Let it be known

Zentrales Beispiel für den Versuch, ermächtigendes Wissen zu produzieren, ist der viersprachige (Deutsch, Englisch, Swahili, Lingala) Rap „Let it be known“ samt einem Video, das im Zuge des Projektes unter der Regie von Dominic Mariochukwu Gilbert (aka Item7) als „coordinating MC“ entstand. Der Song baut auf vielschichtigen Rechercheprozessen auf, die mit der Entwicklung und Stärkung eines kritischen Bewusstseins und der Artikulation Schwarzer selbstbestimmter Positionen verbunden sind. Um aus einer gegenwärtigen Perspektive Schwarze Gegengeschichte/n zu erzählen und zu verankern, wurde anknüpfend an die Praxis des „oral history tellings“ von Rap als Tool widerständiger Praxis ausgegangen. Das Musikvideo stellt eine bildpolitische Auseinandersetzung dar und versucht anhand von selbstdefinierten Gegenbildern Widerstand gegen bis heute wirkende stereotype Bilderregime über Schwarze Menschen zu leisten. Die MCs Rameez, Gloria, Topoke, Sentongo und Item 7 sprengen dabei die Rolle des Entertainers und nehmen die Rolle von GegengeschichtserzählerInnen ein.

Wie alle verborgene Geschichte/n im Rahmen von *remapping Mozart* fand auch die der Schwarzen Österreichischen Geschichte Anknüpfungspunkte in Mozarts Leben, Zeit, Werk und seiner Rezeption; gleichzeitig wurden aber auch über den österreichischen Tellerrand hinausgehende historische Perspektiven entworfen und Verbindungen hergestellt. C.L.R. James' mittlerweile zu den Klassikern Schwarzer marxistischer Historiografie zählendes Werk *The Black Jacobins* führt aus, wie das blutige Geschäft des transatlantischen Sklavenhandels die ökonomische Basis für die Französische Revolution bildete. Auf den österreichischen Kontext heruntergebrochen, spiegelt sich die mit der Geschichte der Versklavung und Kolonisierung einhergehende Objektisierung Schwarzer Menschen etwa auf der Ebene der Fremdbezeichnungsgeschichte. Im deutschsprachigen Raum vollzieht sich im Zeitalter der Aufklärung eine Wende. Die in das *N.-Wort* eingeschriebene Unterdrückungsgeschichte vergegenwärtigt sich für uns laufend in der im österreichischen Kontext vollzogenen Verharmlosungspraxis.

Ausnahmesituation

Durch die Verankerung des Projektes im Rahmen des Mozartjahres bewegte sich auch die Arbeit der Recherchegruppe in einer definitionsmachtpolitischen Ausnahmesituation und konnte so ungewöhnlich sichtbar werden (etwa durch die „special appearances“ in „Willkommen Österreich“, „Treffpunkt Kultur“, zwei *museum in progress*-Schaltungen im STANDARD; Pressekonferenzen mit Peter Marboe; Einladung zur *Black European Studies*-Konferenz in Berlin [wirklich!]). In dieser Hinsicht sind wir dem hochgesteckten Ziel, in diesem Jahr Unsichtbarkeiten aufzubrechen und gegenwärtige emanzipatorische Schwarze Perspektiven sichtbar und hörbar zu machen, so protzig es auch klingt, ein unwahrscheinlich großes Stück näher gekommen.

Was bedeutet das? War es (k)ein Traum?

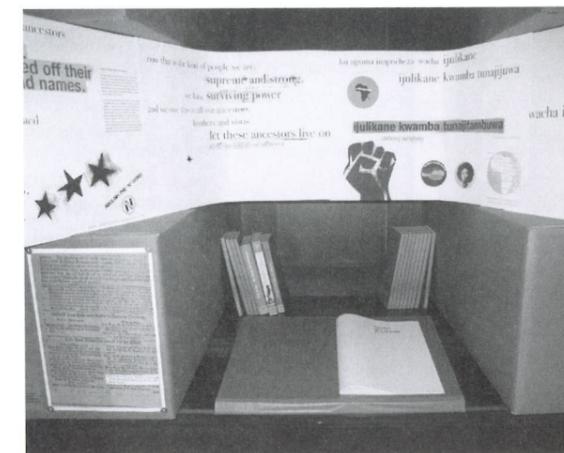
* Aus dem Song „Let it be known“, Topoke (Recherchegruppe zur Schwarzen Österreichischen Geschichte, 2006).

„Emancipate yourself from mental slavery / No one but ourselves can free our minds“
(Bob Marley)

Die Wirkweisen lebensbedrohlicher und tödlicher Realitäten strukturell verankerter Gewalt werden durch ihre Unsichtbarkeit zementiert. Gleichzeitig verdeutlichen sich aus meiner Sicht gerade hier, in den unsichtbar gemachten, verinnerlichten Dimensionen rassistisch-sexistischer Unterdrückung, die brennenden Ausgangspunkte für dekolonisierende Befreiungsprozesse. Die Schwarze Theoretikerin Maureen (Raburu) Maisha Eggers spricht in diesem Zusammenhang von Selbstsabotage und versteht darunter: „(...) alle Mechanismen, in ihrer Gesamtheit, ausgeübt durch die Gruppe der Unterdrückten selbst, die dazu führen, dass der Zustand ihrer Unterdrückung oder Ausbeutung aufrecht erhalten und/oder forciert wird“ (Maureen Raburu: Antirassistische Mädchenarbeit. Kiel 1999: 52).

Araba Evelyn Johnston-Arthur, Kultur- und Sozialwissenschaftlerin, ist Teil des KuratorInnenteams von „Verborgene Geschichte/n – remapping Mozart“ und Initiatorin der Recherchegruppe zur Schwarzen Österreichischen Geschichte.

Fotos: Lisl Ponger



ausgeblendeten Realitäten stattfinden, die politische und soziale Herrschaftstechniken und Widerstandsformen bis heute prägen. Ausgehend von aktuellen politischen und sozialen Auseinandersetzungen, fragte die Ausstellung nach den zahlreichen neuen Formen der Machtausübung, die unter der Herrschaft des „aufgeklärten Absolutismus“ entwickelt wurden und bis heute wirksam sind. Die politischen Fragen, die das Spannungsfeld von Herrschaft und Widerstand, von Normierung, Rebellion, Alltag des Wilderns und Revolution behandelten, wurden mit zahlreichen Projekten im gesamten Stuwervierteil weitergeführt. Damit wurde eine historische Perspektive eingebracht, die deutlich Position bezieht und der einfachen Aneinanderreihung von historischen Tatsachen und Erstaunlichkeiten, wie sie in historischen Ausstellungen oft stattfindet, eine politische Analyse entgegenstellt.

Ein Veranstaltungsprogramm beschäftigte sich mit der Nazizeit und ihren Kontinuitäten nach 1945. Gängige Vorstellungen von politischer Geschichte als Unterdrückungs- und Befreiungszusammenhang wurden dabei durch eine Perspektivierung auf den Antisemitismus teilweise in Frage gestellt.

„Talking back“

Die dritte Konfiguration widmete sich der Geschichte der afrikanischen Diaspora in Österreich. Sie verstand sich als Intervention in der Bibliothek der Kuffner Sternwarte in Ottakring. Gerade weil es sich dabei um eine Geschichte handelt, die grundlegend verdeckt ist, schien eine Auseinandersetzung und Veröffentlichung der Arbeit der Recherchegruppe zu Schwarzer Österreichischer Geschichte wichtig.³

Die Installation zur Geschichte und Gegenwart der afrikanischen Diaspora entwarf ausgehend von dem Konzept des „talking back“ der afrikanisch-amerikanischen Kulturtheoretikerin bell hooks eine eigene Erzählstruktur. Die Abfolge der Informationen war weder chronologisch noch enzyklopädisch, weder hierarchisch noch assoziativ. Sie folgte der Struktur des HipHop-Songs „Let it be known“, der von der Recherchegruppe entwickelt wurde. Der Song selbst verwies auf verdeckte Geschichten und nahm politische Positionen ein. Die Installation kontextualisierte diese mit Texten und Dokumenten. Es handelte sich um den Versuch einer Geschichtsschreibung aus der Position von selbstbestimmten Subjekten.

Mit einer Bustour wurden im Juli Zuschreibungen von Sexualitäten und ihre Herrschaftsinstrumentarien zwischen Verfolgung und Aneignung in Mozarts Zeit und deren Kontinuitäten auszugswise bis in die Gegenwart zum Thema gemacht. Entlang einer Route vom Maria-Theresien-Platz in der Innenstadt bis in den 16. Bezirk präsentierten Martyr Huber, Erika Doucette und Persson Baumgartinger Informationen, die performativ umgesetzt wurden, und Aktionen, die in einem Queer-Picknick endeten.

„Es ist kein Traum!“

Nach diesen historischen, repräsentationstheoretischen und politischen Positionierungen sollte mit der vierten Konfiguration das Verhältnis von Kunst und Gesellschaft, von Wissen und Macht, von Geschichte und Gegengeschichte selbst zum Thema werden. Unter dem Titel „Es ist kein Traum!“ richtete sie den Fokus auf Möglichkeiten gesellschaftlicher Veränderung, die als Zusammendenken von Theorie und Praxis,

Die Historisierung als politische Strategie sagt immer mehr über die jeweilige Zeit und über die Gruppe aus, die sie hervorruft – und sich möglicherweise erst durch diesen Vorgang strukturiert – als über die Vergangenheit. Diese Art der Geschichtsauslegung bezieht sich auf die Gegenwart, und das in Bezug auf kollektive Geschichte. Sie hat einen Sinn, und zwar die Veränderung des Bestehenden.

„Mit dem Menschen treten wir ein in die Geschichte“¹

Ljubomir Bratić

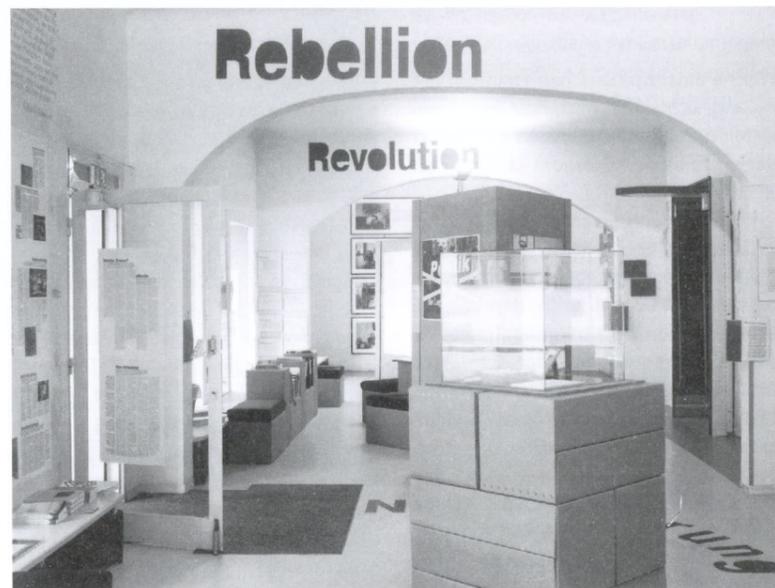


Foto: Lisl Pommer

Als Historisierung oder Geschichtswerdung wird eine Strategie des Verwandels der hegemonialen Erzählungen bezeichnet. Diese Verwandlung oder Veränderung bringt insofern eine Neuerung mit sich, als ein anderer Blick auf die Geschichte möglich wird, und dadurch eine andere Gestaltung der Gegenwart – und somit auch ein anderer Traum von der Zukunft. Historisierung als Strategie kann somit auch eine politische Funktion haben.

Aktualisierung der Gleichheit

Das Politische ist, Jacques Rancière folgend, ein Prozess, in dem es um Aktualisierung des Gleichheitsprinzips geht. Vorangetrieben werden kann diese Aktualisierung nur in einem Dissens. Dabei stehen sich zwei Gruppen symbolisch und real gegenüber: Einerseits diejenigen gesellschaftlichen Gruppen, die auf die Erhaltung des Bestehenden pochen (und dafür entsprechende Techniken entwickeln), und andererseits diejenigen, die an diesem verallgemeinerten Konsens keinen Teil haben und bestrebt sind, Techniken zu entwickeln, um die Teilhabe voranzutreiben. Die Aktualisierung der Gleichheit, eines universellen Prinzips, erfolgt durch die partikularen Bestrebungen nach der Teilnahme an der Gemeinschaft. Um diese Aktualisierung – und somit auch

eine gewisse Veränderung des Herrschenden – voranzutreiben oder überhaupt auf die Normalität der Verhältnisse eine Blickmöglichkeit zu bekommen, kommt es zu einem Prozess der Subjektbildung, zur Herausbildung eines Kollektivs, das überhaupt imstande ist, für sich einen bestimmten Teil der Gemeinschaft einzufordern.

Die Historisierung als Strategie bekommt ihre Bedeutung genau in diesem Punkt der Subjektbildung. Und zwar in mehreren Hinsichten. Als notwendige Voraussetzung davon, indem die reale Notwendigkeit der Veränderung in eine Tradition hineingetragen wird. Dies geschieht, um einem politischen Subjekt, das nach einer Veränderung des Bestehenden trachtet, also auf Zukunft orientiert ist, ein Bewusstsein der vergangenen Dauerhaftigkeit zu vermitteln. Eine Dauerhaftigkeit, die eben durch diesen Prozess eine Fortsetzung finden soll. Es handelt sich dabei – in Managementsprache gesprochen – um eine Technik zur Hervorbringung und auch zur Stärkung des politisch Subjekts, um eine Selbststärkungstechnik der Gruppe. Eine individuelle politische Historisierung gibt es nicht.

Dieser Prozess ist in erster Linie nicht ein Geschichtsschreibungsprozess, sondern ein Subjektivierungsprozess und kann wie alle Techniken der Selbstobjektivierung als Missbrauch oder als Eigenstärkung betrachtet

werden, je nach der Perspektive, die von Betrachtenden eingenommen wird.

Parteilichkeit als Charakteristikum

Somit kommen wir zu einem zentralen Charakteristikum des Prozesses der Historisierung als Strategie, nämlich der Parteilichkeit. Es ist ein Prozess, der mehr im Rahmen der Geschichtspolitik einen Platz hat und kaum im universitären Bereich der offiziellen Geschichtsschreibung zu finden ist. Seine Funktion für die offizielle Geschichtsschreibung besteht einerseits in der Aufdeckung der Themenbereiche, über die geforscht werden kann, und andererseits – und da beginnt es für die offizielle Geschichte brenzlich zu werden – in der Forderung nach Teilnahme der Subjekte an der Forschung.

Die Teilnahme an diesem Definitionsorgan der Gesellschaft wird mittels Delegitimierung vorangetrieben. Den ExpertInnen wird die Macht, die sie sich angeeignet haben, einfach abgesprochen, indem ihnen auch Parteilichkeit für die Herrschaft zugesprochen wird. Die Herrschaft ist immer bestrebt, ihren Durchsetzungserfolg mittels ihrer Mechanismen zu verbergen und sich zu vergrößern. Insofern stellt die Objektivität der ExpertInnen nichts anderes als eine Neutralitätsbehauptung dar. „Neutralität für wen?“ ist dabei eine unentbehrliche Frage. Auch ExpertInnen

sind Teil der Gemeinschaft. Um ihre Stimme hörbar und argumentativ wahrnehmbar zu machen, müssen sie sich die bestehenden Techniken der Legitimation ihrer Position innerhalb dieser Gemeinschaft angeeignet haben. Auch die ExpertInnen müssen ihren „Staatsbürgerschaftstest“ bestanden haben. Sie sind nicht außerhalb der herrschenden Teile der Gesellschaft, sondern ganz im Gegenteil deren Bestandteil und real betrachtet auch eine ihrer Stützen. Es ist keineswegs zufällig, dass die Geschichte, die wir kennen, bis heute die Geschichte der Nationalstaaten ist. Sie wird von denen geschrieben, die von diesen Nationalstaaten bezahlt werden. Und da spielt die in Österreich viel beschworene Zugehörigkeit zu einer Interessensvertretung keine Rolle.

Teilnahme als Ziel der Historisierung

Wie schon gesagt kann die Historisierung als politische Strategie Effekte in diesem Feld hervorrufen. Das Hauptziel der Historisierung ist aber in Richtung des sich selber Wissen aneignenden Subjekts gerichtet. Zweck dieser Gerichtetheit ist die Teilnahme, die zu einer Neupositionierung in der Gemeinschaft führen soll.

Die Historisierung als politische Strategie sagt immer mehr über die jeweilige Zeit und über die Gruppe, die sie hervorruft – und sich

möglicherweise erst durch diesen Vorgang strukturiert – aus als über die Vergangenheit. Diese Art der Geschichtsauslegung bezieht sich auf die Gegenwart, und das in Bezug auf kollektive Geschichte. Sie hat einen Sinn, und zwar die Veränderung des Bestehenden. Die politischen Subjekte, wenn sie sich ihrer soziopolitischen Lage bewusst werden, entwickeln ein anderes Verhältnis zur Vergangenheit. Dazu ist ist noch zu sagen, dass die Einbeziehung anderer, bisher verdeckter Ereignisse und Geschichten in die eigene kollektive Geschichte einen anderen Begriff von Vergangenheit, von den Vorgängen in dieser Vergangenheit, impliziert. Es handelt sich um die Aneignung der Vergangenheit, um die politische Position des/r Sprechers/in unverrückbarer zu machen. Dabei kann es sich keineswegs um die Analogien zwischen jetzt und damals handeln, zu Vieles ist dazwischen passiert, um irgendwelche Parallelen herstellen zu können. Die Geschichte wiederholt sich nicht. Es geht letztlich um ein freies Verhältnis zur Vergangenheit – freies Verhältnis zur Vergangenheit, um die Freiheit und die Gleichheit, die Egalité, in der Gesellschaft voranzutreiben.

Fußnote:

¹ Friedrich Engels: *Dialektik der Natur*. 323. In: Karl Marx / Friedrich Engels: *Werke*, Bd. 20: 305-327.

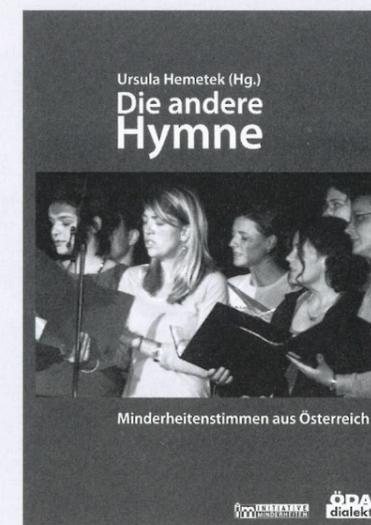
Die andere Hymne – das Buch

Hymnen sind „in“, besonders in Zeiten der Fußballweltmeisterschaft und vor dem Hintergrund von Jubiläumsjahren. Da erinnert man sich sogar an die „hymnische Absenz“ der weiblichen Teile der österreichischen Bevölkerung. Am 26. Oktober des „Gedankenjahres“ 2005 versammelte die *Initiative Minderheiten* Künstlerinnen und Künstler aus unterschiedlichen Minderheitengruppen zu einem großen gemeinsamen Konzert, das „Minderheitenhymnen“ präsentierte, die mit kreativen Mitteln Nationalismen in Frage stellen.

Pünktlich zum Nationalfeiertag 2006 erscheint, von *Österreichischen DialektautorInnen* (Ö.D.A.) verlegt, das Buch, das den künstlerischen Prozess im Vorfeld dieser Veranstaltung journalistisch und wissenschaftlich aufarbeitet, über Hymnen, Nationalismus, Identität und Musik in einem größeren gesellschaftspolitischen Rahmen reflektiert und die am Nationalfeiertag 2005 der Öffentlichkeit vorgestellten Lieder mit

Text und Noten sowie auf einer beigelegten CD dokumentiert.

Herausgeberin Ursula Hemetek versammelt in diesem Buch Beiträge von El Awadalla



über Nationalhymnen und die österreichische Bundeshymne, Gerlinde Haid über den Umgang mit Hymnen in der österreichischen Volkskultur, Helga Pankratz über Lieder der Lesben und Schwulen in Österreich, Erwin Riess über eine Hymne der behinderten Menschen, Ursula Hemetek über *Djelem, Dejelem*, die Romahymne, Josko Vlasich über die Burgenlandkroaten und ihre Hymne, Nada Zerzer über Identitätslieder und die Kärntner Slowenen, Martha Hammerer über das Lied *Üsküdar'a* und seine Bearbeitungen und Wolfgang Dietrich über Hymnen und Nationen aus politikwissenschaftlicher Sicht.

Die andere Hymne – Minderheitenstimmen aus Österreich

Hg. von Ursula Hemetek (für die *Initiative Minderheiten*)
Ö.D.A. (Reihe Ö!-Box, IDI-Ton 31):
Wien 2006
200 Seiten, mit CD; € 24,90
Erhältlich bei: Ö.D.A.
Gumpendorfer Str. 15/13
1060 Wien
Tel.: (01) 586 12 49 11
E-Mail: office@oeda.at

Ljubomir Bratić,
Philosoph und freier Publizist, Mitglied
des KuratorInnenteams von „Verborgene
Geschichte/n – remapping Mozart“.

Wie lässt es sich über eine Ausstellung, über ein Projekt aus der Position des Subjektes schreiben? Aus der Position der (involvierten) Betrachterin? Die Antwort ist ganz klar: subjektiv, Partei ergreifend, handelnd. Oder, um es mit Brecht zu halten: Der Zuschauer muss Partei ergreifen, statt sich zu identifizieren. Denn Betrachten heißt Handeln. In diesem Sinn ist dieser Text eine bewusst nicht neutrale und nicht objektive Handlung; er versucht, dieser Ausstellung Relevanz zu verleihen, indem er sie durch eine handelnde Betrachterin wahrnimmt und rezipiert. Und durch bewusstes Hervorheben und Auslassen Stellung bezieht.

Es ist kein Traum(a)!

Jasmina Janković

Wer erzieht wen?

Die vierte und letzte Konfiguration des Projektes *Verborgene Geschichte/n – remapping Mozart* im Rahmen des Wiener Mozartjahres 2006, unter dem Titel „Es ist kein Traum!“ (Die Zauberflöte, 1. Aufzug, 19. Auftritt, Tamino): Eine vielschichtige Ausstellung, untergebracht in den Räumlichkeiten des brick-5, der ehemaligen Turnhalle einer jüdischen Schule und einem ehemaligen Fabrikgebäude, die das herkömmliche auf Objekten basierende museale Konzept der Historisierung – wie auch das ganze Projekt – in Frage stellt und durchbricht. Und gleichzeitig die drei vorhergehenden Konfigurationen unter dem Aspekt der „Historisierung als Strategie“ noch einmal aufgreift und damit gewissermaßen eine Selbsthistorisierung des Projektes betreibt.

Ausgehend von den Oberbegriffen Kunst und Gesellschaft zieht sich der zeitliche Faden vom späten 18. Jahrhundert – es ist ja Mozarts Lebenszeit, und wir sind doch im Mozartjahr (übrigens, ein wahres Kunststück der ProjektmacherInnen, auf die Frage, was das überhaupt mit Mozart zu tun habe, aus dem konkreten gesellschaftspolitischen Diskurs kritisch reflektierend und positionsbezogen zu antworten) – bis zur Gegenwart. Aus der Perspektive der im späten 18. Jahrhundert autonom gewordenen Kunst wird die Frage nach ihrer gesellschaftlichen Bedeutung und erzieherischen Funktion gestellt. Und somit die Frage nach dem Verhältnis zwischen der Kunst und ihren BetrachterInnen. Unter die Lupe werden sowohl die Institutionen Schule und Museum mit ihrem normierenden Potenzial als auch nicht-institutionelle Gegenmodelle der Wissensvermittlung bzw. Wissensaneignung genommen. Denn das Ziel ist es, Gegengeschichte/n zu schreiben und einzufordern. Und da spannt sich der Bogen unter anderem zum Begriff der „militanten Forschung“, die auf der theoretischen und praktischen Ebene die Entwicklung alternativer Gesellschaftsentwürfe forciert und so den Bereich des Wissens – sprich: Betrachtens – mit jenem der gesellschaftspolitischen Kämpfe – d. h. des Handelns – verknüpft. Daran knüpft einer der Ausstellungstexte

Jasmina Janković
ist freiberufliche Übersetzerin.

mit seiner ganz klaren Sprache an: „Die immer schon viel debattierte Frage nach dem Verhältnis von Kunst und Gesellschaft, danach, ob Kunst überhaupt gesellschaftlich und politisch relevant sein kann, wird im Rahmen der sozialen Kämpfe heute wieder diskutiert. Dabei gilt es, statt einer Ästhetisierung politischer Inhalte, einer Depolitisierung durch Verkunstung, die Politisierung der Kunst und des Kunstfelds als Teil eines größeren Handlungszusammenhangs voranzutreiben. Kunst und Gesellschaft in Hinblick auf die Position der BetrachterInnen zu thematisieren, erscheint gerade im Kontext dieser Handlungsebene relevant. Während gemeinhin Betrachten mit Passivität gleichgesetzt wird, geht es hier darum, mit den Ansätzen des französischen Philosophen Jacques Rancière, Betrachten grundlegend als Handeln zu verstehen. ‚Emanzipierte Betrachtung‘ vermag demnach die Trennung von Theorie und Praxis, von Intellekt und Aktivismus zu überwinden.“

Die Welt verändern

„Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert, es kommt darauf an, sie zu verändern“ (Karl Marx).

Somit führt uns Marx' 11. These über Feuerbach weiter in den Alltag, dessen Struktur sich aus zwei gegensätzlichen Positionen gestaltet. Weiter im Ausstellungstext: „Auf der einen Seite dieses Antagonismus stehen diejenigen, die Produktionsmittel besitzen, auf der anderen jene, die aufgrund des Mangels an Produktionsmitteln den herrschenden Verhältnissen unterworfen sind. Die Unterwerfung ist zugleich – dialektisch gesprochen – auch ein Vorantreiben der Veränderung. Sie ist ein Hort der Infragestellung, des Protests, des Widerstandes und des permanenten Begehrens nach Gleichheit. Stationen dieser Entwicklung lassen sich durch politische Subjekte benennen: SklavInnen, BäuerInnen, ArbeiterInnen, Frauen, MigrantInnen ...

Es handelt sich um Subjektivierungsprozesse, die eine lange Vorgeschichte haben und nach wie vor in unserem Alltag präsent sind. Die Idee des ‚Endes der Geschichte‘ wird somit als ein neuerlicher totalisierender Ver-

such entlarvt, die Antagonismen zugunsten der Besitzenden abzuschaffen. Militanz heißt in diesem Zusammenhang die Bereitschaft zu einer radikalen kompromisslosen Haltung ausgehend von den eigenen Möglichkeiten und verbunden mit der Bereitschaft zur Handlung. Diese Bereitschaft konkretisiert sich in vielfältigen Formen. Der Wille zur Veränderung ist deren wesentliche Voraussetzung.“

Kunst als Hammer

Die künstlerischen Arbeiten in der Ausstellung (kuratiert von Luisa Ziaja, Ljubomir Bratić und Nora Sternfeld als Co-Kuratorin im Bereich Erziehung; Gestaltung und Architektur – ein echter Genuss! – Eva Dertschei und Carlos Toledo), Texte, Plakate, Installationen, Videos etc. umfassen und widerspiegeln die Ansätze politischer Veränderung an der Schnittstelle von Kunst und Gesellschaft auf verschiedene Art und Weise, jedoch mit einem klaren Anspruch. Die Arbeiten von Lisl Ponger, Petja Dimitrova, Oliver Ressler, Martin Krenn, Andrea Fraser, Mladen Stilinović u. a. wollen uns sagen: „Kunst ist nicht ein Spiegel, den man der Wirklichkeit vorhält, sondern ein Hammer, mit dem man sie gestaltet“ (Karl Marx). Sie stellen die Machtverhältnisse in Frage, fordern ein, provozieren, beziehen Stellung. Nun, hier werden nicht alle Arbeiten und KünstlerInnen aufgezählt und beschrieben, denn der Text mag den anderen BetrachterInnen ihre Wahrnehmung und ihr Handeln nicht vorwegnehmen. Eine Arbeit doch: Posterprojekt von Oliver Ressler mit dem Titel „Alternative Economics, Alternative Societies“.

Die Idee hinter der Plakatserie ist es, Vorschläge für die Diskussion über Alternativen zum gegenwärtigen kapitalistischen System zu machen. Eine solche Gesellschaft sollte anti-hierarchisch sein, auf direkter Demokratie aufbauen und möglichst viele Menschen in Entscheidungsprozesse einbinden. Im Feld der Ökonomie würde dies zu einer Palette unterschiedlicher Modelle von ArbeiterInnen-Selbstverwaltung führen. Die Plakatserie, die bisher an öffentlichen Orten urbaner Zentren Europas und Lateinamerikas gezeigt wurde, bietet Ideen für Menschen, die über eine zukünftige Gesellschaft nachdenken. Die Plakate funktionieren als Denkanstoß. Es gilt, deutlich zu machen, dass eine wünschenswerte Gesellschaft von den Menschen aufgebaut und gestaltet werden muss, die in ihr leben. Ein Modell, das jeden Aspekt dieser Gesellschaft planen und vorschreiben will, muss scheitern. Die Poster und Plattexte mit ihren großen und deutlich sichtbaren Schriftsätzen haben die Form von Aufrufen, die dominante Machtverhältnisse in Frage stellen und Alternativen zum kapitalistischen Herrschaftssystem zeigen. Einige der dieser Ideen wurden von Michael Albert („Participatory Economy“) und Takis Fotopoulos („Inclusive Democracy“) erarbeitet, sind Vorschläge für eine anarchistische Konsensdemokratie von Ralf Burnicki oder basieren auf Überlegungen des Theoretikers John Holloway („Change the World Without Taking Power“).

Das Projekt verwendet das Poster- und Plakatformat als Arena der Imaginationen. „Imagination is a very powerful liberating tool. If you cannot imagine something different you cannot work towards it“, erklärt Marge Piercy in einem Videointerview. Die

erste Präsentation der Posterserie fand im Rahmen des Projektes „Quicksand in De Pijp“ (SKOR und Combiwel, kuratiert von Amiel Grumberg) statt (Amsterdam 2004). Seither wurde sie in mehreren Städten, jeweils in der Landessprache, gezeigt. In einigen Fällen war sie mit dem Ausstellungsprojekt „Alternative Economics, Alternative Societies“ verbunden, so etwa in Rijeka, Karlsruhe und Lima. Während in Amsterdam rund 2000 Poster über mehrere Monate illegal plakatiert wurden, hingen in Bratislava großformatige Reproduktionen an den kommerziellen städtischen Plakatwänden, die der Billboard-gallery Europe gratis überlassen und so für KünstlerInnen zugänglich wurden. In anderen Präsentationen wurden die Hausfassaden der einladenden Kunstinstitutionen für die öffentlichen Interventionen genutzt.

Svi koji su ovde su odavde (Alle, die hier sind, sind von hier)

Das Politische entsteht nach Rancière dort, wo Orte und Formen der Begegnung und Auseinandersetzung zwischen den hegemonialen Prozeduren der Distribution von Positionen, Funktionen und Legitimationen auf der einen Seite und dem Prozess der Infragestellung dieser Distributionen auf Basis der prinzipiellen Gleichheit aller Menschen auf der anderen Seite geschaffen werden. Und weil „wir“ gerade wieder einen Wahlkampf hinter uns haben und das Wahlrecht als Fundament der demokratischen Gesellschaftsordnung gilt, soll nicht unerwähnt bleiben, dass in dem auf diesem Fundament aufgebauten Konstrukt namens nationaler Staat die Anderen – sprich MigrantInnen – von diesem Fundament keinen Gebrauch machen können, da per definitionem ausgeschlossen. Dieser Ausschluss wird in der Ausstellung ebenfalls thematisiert. Und weil hier diese „Anderen“ keiner Betroffenheit und Psychologisierung unterzogen werden, sei hier gesagt: Es ist ja kein Traum(a).

Denn wie die Subjektivierungsprozesse, Selbstorganisation, Selbstermächtigungsstrategien mancher migrantischer Gruppen und Initiativen zeigen, soll es vordergründig nicht darum gehen, das Fundament des nationalen Konstruktes zu stärken. Eher darum, ihn partizipierend in Frage zu stellen. Hm, wie war das mit der sich in den Schwanz beißenden Katze: Parteien wählen, die dich dann regieren? Eine absurde Vorstellung, die nicht das Ziel einer möglichen neuen Welt sein kann. Oder, um es mit Marx zu halten (nein, diesmal ist es nicht Karl, sondern Groucho): Es sollen diejenigen regieren, die nicht regieren.



Foto: Lisl Ponger

Saray: Mozart auf die Füße gestellt

Mozartjahr ist! Wenige hat's gefreut, einigen war's ein Ärgernis, den meisten ist es, in Abwandlung eines Wortes des Grünvorsitzenden, am Arsch vorbeigegangen. Nun, gegen Ende des Jahres, war im Wiener *Schauspielhaus* ein ebenso ambitioniertes wie überraschendes Projekt unter der Regie von Ibrahim Quraishi zu sehen und zu hören: *Saray – Mozart alla turca*.

Man stelle sich vor: Die „Türken“, Selim Bassa und Osmin, sind Europäer; die „SpanierInnen“, nämlich Constanze, Blonde, Pedrillo und Belmonte, sind TürkinInnen. Man singt türkisch bzw. deutsch, je in eigener Muttersprache. Dazu ein Klangkörper, der aus Instrumenten der osmanischen Hofmusik sowie aus einem Klavier besteht. Die Musik klingt dank Serdar Yalçın Bearbeitung und der MusikerInnen Virtuosität erfrischend „fremd“; die Monologe des Selim, der hier „Felix H.“ heißt, sind mit Originalzitate (von Haider, Strache, Schwarzenegger, Atatürk...) versetzt und vermögen tatsächlich abseits des derzeit üblichen Opernregietheaters so etwas wie Aktualisierung in das abgenutzte Operntheater zu bringen. Das junge Ensemble besticht vor allem mit schauspielerischer Leistung. Stimmlich besonders hervorgehoben sei Erdem Erdoğan (Kahraman/Pedrillo), der in der türkischen Version eines alten Tangos

auch seine humoristische Stärke zeigt. Die *Entführung*, im Auftrag des Kaisers Joseph II. geschrieben, war das erste deutsche Singspiel. Wie jeder Beitrag zur Konstruktion des Nationalen agiert auch diese Oper mit dem Bild des „radikal Anderen“, in diesem Fall des „Türken“, der stellvertretend für alles „Orientalische“ steht. Der in Pakistan geborene Regisseur Quraishi dazu: „In Wahrheit nähert sich Mozart der Türkei



Foto: N. Mangafias

auf ziemlich ähnliche Weise, wie sich die Beatles in den 60er Jahren den Maharishi Yogi und Ravi Shankar zugewandt haben. Mozart goes Turkey.“

Der Versuch, Mozart durch vertauschte Rollen „auf die Füße“ zu stellen, bedeutet (auch) in diesem Fall, kulturalistische Vorstellungen auf den Kopf zu stellen und somit Herrschaftsverhältnisse aufzuzeigen. Eine solche Aktualisierung tut insbesondere angesichts der kulturkämpferischen Konjunktur heute ganz gut.

Luzia S. Daller

NÖ-Tage der offenen Ateliers 2006

Unter den Mitwirkenden ist eine wachsende Zahl von Galeristen und Kunstschaffenden mit Migrationshintergrund.

Bei den „NÖ-Tagen der offenen Ateliers“ am 14. und 15. Oktober standen Niederösterreichs bildende und angewandte Kunst- und Kulturschaffende im Rampenlicht. Über 600 Mitwirkende öffneten zwei Tage lang ihre Ateliers, Galerien und Kunsthandwerkstätten und boten Interessierten die Möglichkeit, mit Kunst und Handwerkskunst auf Tuchfühlung zu gehen.



Foto: Galerie im RIZ

Besonders erfreulich ist der hohe Anteil an teilnehmenden Kunstschaffenden mit Migrationshintergrund. Mit ihren ganz spezifischen Lebenserfahrungen und neuen kreativen Ausdrucksmöglichkeiten tragen sie zur kulturellen Vielfalt im Land bei.

Solomon Okpurokure aus Nigeria ist einer von ihnen. Er ist Maler und Bildhauer und betreibt mit seiner Frau Sabine seit Jahren erfolgreich die Galerie im RIZ in Waidhofen/Ybbs. Zusätzlich zur regelmäßigen Ausstellungstätigkeit organisieren sie Workshops zu Landschafts- und Ölmalerei und vermitteln Kontakte zwischen KünstlerInnen.

Auch Franz Maxera, der 1978 aus der damaligen CSSR flüchtete und dort mit Arbeitsverbot belegt war, konnte sich mit seinen Keramikarbeiten etablieren. Über 300 Ausstellungen im In- und Ausland bestätigen seinen künstlerischen Weg.

Sie stehen stellvertretend für eine engagierte Generation von Einwanderern und

Einwanderinnen, die in Niederösterreich auch in künstlerischer und kreativer Hinsicht ein neues Zuhause gefunden haben.

Josef Schick, Geschäftsführer der *Kulturvernetzung NÖ*, freut sich über das wachsende Interesse von MigrantInnen, am künstlerischen Schaffen teilzuhaben und ihre Arbeiten einer breiten Öffentlichkeit zu präsentieren: „Künstler aus anderen Ländern schaffen durch ihre Teilnahme viele Möglichkeiten zum Dialog und fördern den interkulturellen Austausch. In ihre künstlerische Arbeit bringen sie einen sehr spannenden Aspekt ein: Die kulturellen Wurzeln und die Lebensweise ihrer Geburtsländer. Sie sind eine wichtige Bereicherung für unsere Kulturlandschaft.“

Das Publikum trug durch sein Interesse, sich auf neue Sichtweisen von Kunst einzulassen, seinen Teil zum Erfolg bei.

Weitere Informationen:

Kulturvernetzung NÖ

Tel: (02572) 20 250

E-Mail: office@kulturvernetzung.at

http://www.kulturvernetzung.at

c&e

Derwisch erzählt – ohne Exotismus



Foto: Mario Lang

Seit dem 1978 publizierten Buch *Orientalismus* von Edward Said erschauert wohl jeder kritische Geist bei künstlerischen Darbietungen mit exotischem Rahmen. Soll man sich nun dem Glanz der per Theorie verpönten, indes nicht weniger anziehenden Schau hingeben, oder soll man derlei Inszenierungen – Interkulturalität hin oder her – gänzlich meiden? Insbesondere dann stellt sich diese Frage, wenn die nämliche Darbietung „Geschichten aus dem Orient“ im Untertitel trägt.

Obwohl ich das kritische künstlerische Konzept des nun seit anderthalb Jahrzehnten bestehenden Wiener *Interkulttheaters* lange genug kenne und schätze, war auch ich vor dem ersten Besuch des Stücks „Derwisch erzählt“ vom künstlerischen Leiter des Theaters, Aret Güzel Aleksanyan, sichtlich nervös. Die vielen bunten Teppiche, der Tee aus dem Samowar, die Wasserpfeife sowie das üppige Angebot an türkischem Honig im Foyer und Saal dienten auch nicht gerade der

Entspannung meines Theorie-Nervs. Vorne, gleich unter der Bühne saß der neugierigere Teil des Publikums sogar ohne Fußbekleidung unmittelbar auf Teppichen und Kissen, was meine Körperhitze ungünstig beeinflusste. Dann aber betrat Aret Güzel Aleksanyan die Bühne.

Das Stück, so viel sei gleich gesagt, ist alles andere als „orientalistisch“. Aleksanyan versteht es sehr gut, alte und neue (vor allem Rafik Schamis) Geschichten in einen persönlichen Erzählton einzubetten. Auf diese Weise werden zeitliche oder räumliche Entfernungen, somit auch angenommene kulturelle Differenzen, aufgehoben. Was wir sehen und hören, ist eine universale Kulturtechnik, die so alt ist wie die erste menschliche Gemeinschaft: das Erzählen. Auf der ganzen Welt wurde/wird erzählt – das ist keine folkloristische oder exotisierende Einsicht, sondern bildete justament den Ausgangspunkt des „postmodernen Wissens“. Manchmal nehmen (große) Erzählungen

Resetarits & Perwer auf Tour

„Als Burgenlandkroate weiß ich, was es bedeutet, Mitglied einer Minderheit zu sein. Dies ist wohl mit ein Grund dafür, warum mir politisches wie soziales Engagement und der Einsatz für Minderheitenrechte seit jeher wichtige Anliegen sind. Genau dieses Engagement verbindet Sivan und mich sowohl hinsichtlich unserer Überzeugungen als auch künstlerisch.“

Diese Worte von Willi „Ostbahn“ Resetarits umschreiben auch das Programm der gemeinsamen Österreich-Tour von ihm und dem kurdischen Musiker Sivan Perwer im November 2006. In Graz, Linz, Wien, Bregenz und Innsbruck werden die beiden politisch engagierten Künstler nicht nur ein klares Signal für mehr Demokratie und

für Menschenrechte setzen, sondern auch musikalisch-kulturelle Grenzen überschreiten. Resetarits und Perwer kennen einander seit vielen Jahren und traten bereits 2003 im Burgtheater sowie 2004 im Rahmen des Festivals „Salam.Orient“ auf.



Foto: Lukas Beck

für sich Anspruch, eine Wissenschaft oder Philosophie zu sein. Manchmal verdichten sie sich zu Historien. Bisweilen heißen sie aber schlicht Geschichten, die uns zum Lachen und Staunen bringen oder – wie etwa die Sufi-Geschichten in „Derwisch erzählt“ – einfach zum Nachdenken.

Der universalen Struktur des Erzählens verleiht Aret Güzel Aleksanyan durch seine persönliche Anrede einen Sprecher und einen Körper. Hier lehnt er sich an die Tradition des orientalischen Erzählers „Meddah“ an, der mit Hilfe eines Taschentuchs und eines Gehstocks die ganze Welt darzustellen vermochte. Nicht selten begann der Meddah eine Erzählung mit dem Motto: „Nimm meine Augen und schau es dir an!“. Durch des Erzählers Augen sehen wir in „Derwisch erzählt“ keine bessere oder rosarote Welt. Der Blick ermöglicht uns nur eine neue Perspektive. Aleksanyan zeigt uns auch kein kunterbuntes Leben eines vermeintlichen Orients. Er macht – durchwegs mit Hilfe des virtuosen Tanzes und Gesangs von Mandana Alavi Kia – ein Fenster auf, damit etwas Luft hinein kommt in die Welt der eingefahrenen Konflikte und klischeehaften Worte. Bisweilen schaffen es die von ihm erzählten Geschichten, das Publikum mit ihrem überraschenden Ende einer Verfremdung zu unterziehen – dem Anfang allen Denkens. Aret Güzel Aleksanyan und Mandana Alavi Kia spielen „Derwisch erzählt“ noch bis Ende Dezember. Das Stück sei allen kritischen Geistern besonders empfohlen.

Nähere Information:

http://www.interkulttheater.at

Hakan Gürses

Der kurdische Barde Perwer wurde in der Türkei geboren, wo er bereits in den 70er Jahren mit seinen politischen und den zu meist auf Kurdisch gesungenen Volksliedern auftrat und die er 1976 verlassen musste. Er lebt heute in Frankfurt/Main und ist der berühmteste kurdische Sänger seiner Generation. In dem von Ali Gedik konzipierten und organisierten Projekt werden die beiden Sänger von dem eigens dafür gegründeten *Euphrat-Donau-Orchester* begleitet.

Tournee-Daten:

Graz – Arbeiterkammer: Fr., 17. 11.

Linz – Posthof: Sa., 18. 11.

Wien – Volkstheater: Do., 23. 11.

Bregenz – Festspielhaus: Sa., 25. 11.

Innsbruck – Kongresshaus: So., 26. 11.

Nähere Informationen:

http://www.willi-sivan.com

red

Taubstumm ... oder gebärdensprachig?

Verena Krausneker: taubstumm bis gebärdensprachig. Die österreichische Gebärdensprachgemeinschaft aus soziolinguistischer Perspektive
alpha beta verlag/Drava Verlag:
Klagenfurt/Celovec 2006
193 Seiten; € 16,-

Sowohl im politischen Aktivismus, als auch in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Lebenssituation von Menschen mit Behinderung haben in jüngerer Zeit nachhaltige Verschiebungen stattgefunden. Stand früher noch die Frage nach der Hilfe zur Überwindung eines traurigen Schicksals im Zentrum, so werden heute vermehrt die gesellschaftlichen Bedingungen, die manche Menschen zu Behinderten machen und andere unmarkiert lassen, in Frage gestellt. Von diesem Ansatz ausgehend können Fragen nach nötigen strukturellen Veränderungen gestellt werden, um Menschen mit Behinderung eine gleichberechtigte Teilhabe an gesellschaftlichen Ressourcen zu ermöglichen.

Ganz in diesem Sinne ist auch Verena Krausnekers Buch *taubstumm bis gebärdensprachig* geschrieben. Krausneker untersucht in dieser Publikation die österreichische Gebärdensprachgemeinschaft aus soziolinguistischer Perspektive und zeigt darin sowohl strukturelle Probleme dieser Sprachminderheit auf, als auch die positiven Entwicklungen, die sich trotz allem finden lassen.

Auch wenn aus linguistischer Sicht seit den 1960ern klar ist, dass es sich bei Gebärdensprachen um vollwertige Sprachen handelt, fehlte vielen Gebärdensprachgemeinschaften

lange die gesellschaftliche Macht, um als Sprachminderheit anerkannt zu werden. In Österreich erfolgte diese Anerkennung erst im Jahr 2005. „Blitzlichter“ auf unterschiedliche Facetten der österreichischen Gebärdensprachgemeinschaft bilden den Anfang des Buches. Neben anderen Aspekten der Lebensrealität von Gehörlosen wird hier auch auf ihre durchwegs niedrige soziale Mobilität verwiesen, die Krausneker auf falsche Zugänge in der österreichischen Gehörlosenpädagogik zurückführt. In einem folgenden Kapitel werden Erkenntnisse der Spracherwerbsforschung über gehörlose Lernende theoretisch besprochen. Die grundlegende Folgerung, die sich aus dieser Besprechung ergibt, ist die Notwendigkeit von bilingualem Unterricht für gehörlose Kinder. Krausneker stützt sich hier auf die Erkenntnis, dass Kinder weitere Sprachen nur dann richtig erlernen können, wenn sie bereits über sichere Kompetenz in einer Erstsprache verfügen. Angewandt auf Gebärdensprachpädagogik lässt sich daraus ableiten, dass Kinder erst ihre natürliche Sprache erlernen können müssen, also die Gebärdensprache, um danach die herrschende Lautsprache, also beispielsweise Deutsch, als Fremdsprache zu erlernen.

Im Weiteren bleibt Krausneker im gebärdensprachpädagogischen Bereich, fokussiert aber auf dessen historische Entwicklungslinien. Ende des 19. Jahrhunderts setzte sich der so genannte Oralismus als pädagogischer Leitgedanke durch, dessen oberstes Ziel die Vermittlung von Lautsprachkompetenzen an Gehörlose ist. Damit setzte sich ein noch immer praktiziertes Schulsystem durch, das, so Krausneker, aus Gehörlosen behinderte hörende Menschen macht.

Dem hält Krausneker ein Modell des bilingualen Unterrichts für gehörlose Kinder entgegen, in dem sowohl Gebärden- als auch Schriftsprache unterrichtet werden und diese als gleichberechtigte Unterrichtsprachen fungieren. Wie dies funktionieren kann, hat Krausneker in ihrer Dissertation beobachtet. Sie begleitete eine Wiener Volksschulklasse, die zwar dem Regellehrplan folgte, in der jedoch hörende und gehörlose Kinder gemeinsam bilingual unterrichtet wurden. Dynamiken und Ergebnisse dieses positiv abgelaufenen Schulversuchs werden im Buch kurz dargestellt.

Das Buch schließt mit einem Ausblick auf notwendige, wünschenswerte und mögliche Entwicklungen im Bereich Gebärdensprachpädagogik und der Stärkung der Gehörlosengemeinschaft in Österreich. Gefordert werden hier u. a. die Umsetzung von Maßnahmen, die Benachteiligung aufgrund der Sprache verhindern, und die Unterstützung von Selbstorganisation – sowie die Einbindung der Gebärdensprache und des Wissens von gehörlosen Menschen in die Gebärdensprachpädagogik.

Taubstumm bis gebärdensprachig ist ein Buch mit gesellschaftspolitischem Anspruch. Auf der Basis von solidem, sozio-linguistischem Wissen setzt es sich für die Rechte einer Sprachminderheit ein. Während das Buch dabei durchwegs gut verständlich geschrieben und argumentiert ist, erscheint die Palette der behandelten Themen jedoch etwas breit, und so ist der Fokus des Buches nicht völlig klar. In Anbetracht der geringen Zahl von Publikationen zum Thema Gehörlosengemeinschaft in Österreich stellt gerade so ein breiter Streifzug durch unterschiedliche Aspekte jedoch wahrscheinlich eine relevante und interessante Lektüre für verschiedene Zielgruppen dar.

Paul Scheibelhofer

Escribano ganz „privat“

Marie Thérèse Escribano: Canciones de seda verde
CD Extraplatte – EX 645 005-2

Marie Thérèse Escribano ist eine Künstlerin mit vielen Facetten. Einst als klassisch ausgebildete Sängerin gefeiert, stellte sie ihre einfühlsame Musikalität ab den 80er Jahren mit sefardischen Liedern unter Beweis. Darauf folgten ihre außergewöhnlichen Musik-Theater-Programme, in denen sie Tangos

und Schlager der 20er Jahre zum Besten gab. In den letzten Jahren konzentrierte sich Escribano mehr auf Kabarett. Nun aber liegt eine ganz „private“ CD von ihr vor, auf der sie Lieder aus ihrer Kindheit singt. Ihr im Booklet formulierter Wunsch, diese Musik „aus ihrem Schlummer zu wecken“ und dabei jede Pseudo-Exotik zu vermeiden (damit sie nicht wie „Paella mit Curry“ wirken), geht durch ihre geschmackvollen Interpretationen voll in Erfüllung. mh



Im Oktober 2006

Schwer hat man es als Vertreter einer Minderheit heutzutage, wenn diese brutal per Nationalratswahl festgestellt wird und die Unseren keinen Blumentopf gewonnen haben. Bitte, der Chef in Kärnten hat ja noch ganz leidlich abgeschnitten, aber das gesamtösterreichische Ergebnis stimmt mich unleidlich. Der Westi ist ja auf jeder Bananenschale ausgerutscht, die in der Gegend herumgelegen ist. Erst der Blödsinn von „Halbmond statt Gipfelkreuz“, auf den nicht einmal der Strache hereingefallen ist. Dann sind wir auf dem amtlichen Stimmzettel so nach unten durchgereicht worden, dass uns unsere schon sehr alten Wähler auf dem Wisch nicht mehr finden können. Und als wär das nicht genug, ist noch dazu eine Woche vor der Wahl die orange Justizministerin fahnenflüchtig geworden: die Garstinger! Mit uns kann jetzt schon jeder seinen Spott treiben, sogar ein Boxenluder, wie der Chef sie einmal genannt hat! Das war ein Hallo am Stammtisch, als das alles aufgefliegen ist. Der Kamerad Brauntresch hat natürlich sofort fragen müssen, in welches Hundstrümmel wir als nächstes mit Anlauf hineinhupfen.

Dabei hat es ganz gut angefangen: Bei der Installation der neuen ORF-Spitze haben wir kräftig mitgemischt und auch einige Gefolgsleute ganz gut versorgt. Da haben die Schwarzen geschaut, dass wir auch bellen können, wenn wir nicht an ihrer Leine sind. Der Kommerzienrat Schwarzschanterl hat schon gezittert um die weitere Live-Übertragung der Sonntagsmesse und die gewohnt wirtschaftsfreundliche ORF-Berichterstattung. Wenn ich geglaubt hab, nach dem Wahlkampf ist das Schlimmste vorbei, hab ich mich aber getäuscht. Denn als dann das amtliche Wahlergebnis gekommen ist, hab ich sofort gewusst: Jetzt ist ein ordentlicher Kummertrunk angesagt, kein normaler Schlummertrunk! Vollrausch orange!

Das hat wohl auch der Westi gedacht und ist mit Leibwächtern in das übliche Beisl gegangen, wo der Pressesprecher von der Garstinger provokant herumgesessen ist. Klar, dass der unsanft entfernt werden musste. Dass das Weh dann eine Anzeige wegen Körperverletzung macht, wirft ein schlechtes Licht auf unsere vergangene Personalpolitik. Kurz war auch unser Parteiohmann im Verdacht, er habe die Anweisung dazu gegeben. Nur weil er so aussieht wie der Buckl in

jedem zweiten Mafiafilm, der das Schutzgeld für die Bosse abholt! Aber nach Wochen hat dann ein Sprecher der Staatsanwaltschaft verkündet, mehr als milieu- und alkoholbedingte Unmutsäußerungen seien nicht nachweisbar. Haben die mit „milieubedingt“ gemeint, wir haben bei tätlichen Auseinandersetzungen einen gewissen Freifahrtschein – wie die amtlich Narrischen? Unter-Leibwächter beim Westi – der Job wär ja bald frei für mich! Und der Westi hat sich schon gefürchtet, er muss bald täglich mit dem Elsner und dem Kartnig von Sturm Graz Halma spielen. Oder „Mensch ärgere dich nicht“.

Der Schwarzschanterl hat auch nichts zu lachen derzeit. Seit ihm der Khol via Medien die Ursache für die ÖVP-Wahlniederlage erklärt hat, stiert er minutenlang vor sich hin und röchelt dann abrupt nur: „Ei der Taus!“ Und ist wieder für Minuten nicht ansprechbar. Parteiveteranen wie Michael Graff, Erhard Busek oder Franz Fischler haben mit Dreckbatzerln auf den Ballhausplatz geworfen. Dann hat noch der schwarze Abgeordnete Ferdinand Maier die schwarzen Bosse dafür kritisiert, dass sie außer dem Motto „Hände falten, Goschen halten!“ kein Programm hätten. Als ob „Schüssel forever“ kein Programm wäre! Der in die Jahre gekommene Jungschärführer will sicher auf Neuwahlen zusteuern, damit die Bevölkerung ihren Fehler vom 1. Oktober korrigieren kann, nachdem er schon so zuvorkommend war, mit den Roten überhaupt zu reden, bis die übermütig wurden und einen Eurofighter-U-Ausschuss erzwangen. Die haben ja keine Ahnung, dass es unmöglich ist, das erhaltene Schmiergeld zurückzuzahlen, weil es schon in

den Wahlkampf gegangen ist! Der ÖVP muss es wirklich wahnsinnig schlecht gehen: Als 2. Nationalratspräsidenten haben sie einen gewissen Spindelegger installiert – und der gilt bei ihnen als Zukunftshoffnung!

Dem Genossen Rotlauf und dem Herrn Grünlinger schwillt natürlich jetzt der Kamm. Der Rotlauf ist seit einigen Wochen ein Hardcore-Fan vom Gusi, obwohl er früher mehr als ich über ihn geschimpft hat. Nur in einem sind wir Stammtischler uns einig: Die Medieneiligkeit vom Grasser! Jetzt soll er sogar überall lanciert haben, dass seine Alte entführt werden sollte. Aber das hat höchstens der Dichand geglaubt – wer nimmt denn die? Da sind wir bei den Zeitungen: Es gibt eine neue! Und auch da sind wir uns einig: So schlecht ist Österreich nicht wie das Blatt!

Bitte, das waren ja alles nur Nebengeräusche! Das Wichtigste in der letzten Zeit war das Wiederauftauchen der Natascha Kampusch, die acht Jahre in einem Loch eingesperrt war. Ich war begeistert, wie geschieht das Fräulein dann im TV geredet hat! Naja, fast ein Jahrzehnt aufwachsen ohne ORF und Krone – das ist schon hilfreich bei Persönlichkeitsbildung und Sprach- und Denkkompetenz! Obwohl die Geschichte nicht als Erziehungsmuster auf die Allgemeinheit übertragbar ist. Und noch eine Sensation: Österreich hat zwei Fußball-Länderspiele gewonnen: gegen die Schweiz und den Titanen Liechtenstein! Das war auch höchste Zeit – sonst hätten unsere Burschen nur mehr gegen die Schweizergarde nach einer Grippewelle im Vatikan antreten können!



Erscheinungsort Innsbruck
Verlagspostamt A-6020 Innsbruck
P.b.b. Bürgerinitiative Demokratisch Leben/Stimme-Nr.: 60
Aufgabepostamt A-9020 Klagenfurt
Zul.-Nr.: GZ 02Z031717 S

Rücksendeadresse:
Initiative Minderheiten
Gumpendorfer Straße 15/13
A-1060 Wien



BUNDESKANZLERAMT KUNST

